Wag. Leg.
38.
Gs
10.148

C. J. Wagenseil.
augsburg. 1821.

1524
1621
1721

Erinnerungen
aus der
Geschichte der Jahre
1521, 1621 und 1721.

Ein
Lesebuch für alle Stände
auf das
Jahr 1821.

Mit einem Anhang
weiser Sprüche und Lebensregeln
auf jeden Tag des Jahrs.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg,
in der Hamm'schen Buchdruckerei.
Leipzig,
Reinsche Buchhandlung (in Kommission).

Vorbericht.

Nicht dem Gelehrten, der die Geschichte der Zeiten und Völker im Zusammenhang kennt, aber wohl jedem denkenden Menschen aus andern Ständen, fällt gewiß oft der Gedanke ein: was vor einem, zwey oder drey Jahrhunderten in eben dem Jahr, in welchem er jetzt lebt, Merkwürdiges in der Welt geschehen sey, und wie gar oft mag der Fall eintreten, daß er nicht im Stande ist, sich diese Frage beantworten zu können. Man hat, so wie in frühern, also auch in neuern Zeiten historische Handbücher auf alle Tage im Jahr bearbeitet *)

*) Z. B. Seibolds Ephemerische Almanache 1782 und 1783. und historisches Handbuch 1788. 1789. 1790 und 1792.
Wagenseils historisches Handbuch auf alle Tage im Jahr, Augsburg 1815, dann 1816 und 1817. — Und:

und ihre Nützlichkeit, besonders für die Jugend und die erwerbende Klasse der Staatsbürger, nicht verkannt; hier ist ein Versuch anderer Art, nemlich eben diese Klassen in möglichster Kürze und Deutlichkeit zu unterrichten über das, was in einem festgesetzten Jahr vor einem, zwey und drey Jahrhunderten Merkwürdiges geschehen sey. Es ist der erste Versuch, ob das deutsche Publikum dieses Historienbüchlein durch gefällige Aufnahme unterstütze, in welchem Fall einige Jahre fortgefahren werden und die Arbeit immer zum Bessern vorwärts schreiten wird. Da ein jeder wohl selbst einsehen kann, daß die erzählten Geschichten nicht erdichtet seyen und der Verfasser sich anderer Geschichtbücher zu seiner Darstellung habe bedienen müßen, so schien es nicht nothwendig, ein solches Werklein mit Citaten zu belegen. Ge-

Dessen Memorabilien aus der Geschichte, oder Fortsetzung des historischen Handbuchs. I. Bandes I. Th. 8. Sulzbach 1820.

schichtkenner, die es ohnehin nicht bedürften, werden es schwerlich lesen und andere haben einer solchen Nachweisung noch weniger nöthig. Es hätte leicht durch mehrere Begebenheiten vergrößert werden können, aber dann wäre der Zweck, ein wohlfeiles Büchlein zu liefern, verloren gegangen. Der Verfasser wird sich freuen, wenn er seinen Wunsch erreicht, Gutes und Nützliches zu verbreiten, einen Zweck, den er sich bey allem, was er noch geschrieben hat, immer zum Hauptaugenmerk nahm und von dem er sich schmeicheln darf, daß er nie ganz mißlungen seyn sollte.

Das Titelkupfer zeigt die geflügelte Zeit, knieend vor einem Monument, in welchem die Tafeln der Geschichte der Jahre 1521. 1621 und 1721 verschlossen sind. Sie legt die rechte Hand auf den kriegerischen Helm und hält in der lin-

ken die alles mähende Sense. Hinter ihr sieht man die Geschichtsmuse mit dem Schlüssel zu den Thaten vergangener Jahre, eine Sonne, Sinnbild der Wahrheit, auf dem Haupt. Vor derselben liegt ein aufgeschlagenes Buch, in der rechten Hand hält sie eine Schreibfeder. Das Feld im Hintergrunde des mitteln Portals und die beyden zur Rechten und Linken deuten auf die ältere, mittlere und neuere Zeit. In dem zur Rechten ist nichts sichtbar, als ein verdorrter Baum, in der Mitte eine Wintergegend, zur Linken ein noch belaubter Baum.

Inhalt.

Das Jahr 1521.

1. Magellans Entdeckungsreise . . Seite 1
2. Die Eroberung von Mexiko . . — 4
3. Luther vor dem Reichstag zu Worms — 5
4. Anfang der Kriege zwischen Karl V. und Franz I. . . . . . . — 19
5. Die erste deutsche Wahlkapitulation . — 23
6. Die Hildesheimischen Händel . . — 26
7. Sultan Solymann II. erobert Belgrad — 28
8. Unruhen in Spanien . . . . — 30
9. Der König von England erhält Zuwachs zu seinen Titeln . . . . — 34
10. Die erste geistliche Hochzeit . . . — 36
11. Von merkwürdigen Männern, die 1521 geboren sind.
    a. Kurfürst Moritz von Sachsen . — 37
    b. Pabst Sixtus V. . . . — 43
    c. Kanzler von Seld . . . — 50
    d. D. Marbach . . . . — 54
    e. Wilhelm Cäcil . . . . . — 55
12. Von merkwürdigen Männern, die 1521 gestorben sind.
    a. Pabst Leo X. . . . . . — 57
    b. Wilhelm von Croi, Herr von Chievres — 61

Das Jahr 1621.

1. Bestrafung der gegen Ferdinand II. aufgestandenen Böhmen . . . . — 64
2. Kurfürst Friedrich von der Pfalz wird in die Acht erklärt . . . . — 66
3. Die Belagerung von Montauban . — 68
4. Vorbereitung und Entstehung der Volkspartheh in England . . . . — 70
5. Entstehung der holländisch-westindischen Kompagnie . . . . . — 73
6. Münzverwirrung in Deutschland . — 75

7. Neuer Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden . . . . . Seite 79
8. Friede zwischen Polen und den Türken — 81
9. Von merkwürdigen Männern, die 1621 gestorben sind.
a. Philipp III. von Spanien . . — 84
b. Don Calderone . . . . — 87
c. Johann Arndt . . . . — 89
d. General Bucquoi . . . — 91
e. Kardinal Bellarmini . . . — 92
f. Pabst Paul V. . . . . — 94
g. Konrad Vorstius . . . — 95
h. Franz Pithou . . . . — 97

Das Jahr 1721.

1. Niederlassung der Dänen in Grönland — 100
2. Friede zu Nystädt zwischen Rußland und Schweden . . . . . . — 106
3. Christenverfolgung in Tonkin . . — 110
4. Anfang des Congresses zu Cambray . — 112
5. Von merkwürdigen Männern, die 1721 geboren sind.
a. Herzog Ferdinand von Braunschweig — 115
b. Johann Philipp Baratier . . — 119
c. Don Ferdinand Sterzinger . . — 122
d. Johann Samuel Dietrich . . — 124
e. Johann Heinrich Casimir Graf von Carmer . . . . . . — 127
f. Lamoignon de Malesherbes . . — 128
g. Franz Arnaud . . . . — 130
h. Markus Akenside . . . — 130
i. Thomas Blacklock . . . — 131
k. Georg Benda . . . . . — 131
6. Von merkwürdigen Männern, die 1721 gestorben sind.
a. Matthäus Prior . . . — 134
b. d'Argenson . . . . — 136
c. Peter Daniel Huet . . . — 138
Anhang weiser Sprüche und Bemerkungen auf jeden Tag des Jahrs . . . — 139

Das Jahr 1521.

1.

Magellan's Entdeckungsreise.

Ferdinand Magellan, ein portugiesischer Edelmann, der in Ostindien lange Zeit zum Vortheil seines Königs gefochten hatte, foderte nun die Belohnung, die er glaubte verdient zu haben. Der König Emanuel versagte sie ihm aus allerley nichtigen Ursachen und hierüber verdrüßlich, bot er dem König Carl von Kastilien, (dem nachmaligen Kaiser Carl V.) seine Dienste an. Sein Hauptplan war „die Auffindung eines Weges zur See nach Ostindien, ohne jenen zu berühren, der den Portugiesen durch die Grenzlinie zuerkannt war,“ — denn der Pabst Alexander VI. hatte den Spaniern verboten, um das Kap herum nach Ostindien zu fahren. Magellan vermuthete ein Meer jenseits des festen Landes von Amerika, das schon Kolumbus vermuthet hatte, und durch mehrere seitdem gemachte

Beobachtungen zweifelten Kenner der Sache auch nicht mehr daran, nur verheelte keiner, daß das Unternehmen mit eben so vielen Schwierigkeiten als Kosten verbunden sey, dafür aber grossen Ruhm, Ehre und Reichthümer gewähren werde. Diese Vortheile einzusehen, war der spanische Minister, Cardinal Ximenes, einsichtsvoll genug, und sein Herr, der König, bewilligte sogleich fünf Schiffe, womit Magellan am 10. August des Jahres 1519 von Sevilla absegelte, um westwärts auf die moluckischen Inseln zu kommen. Er gieng, nachdem er die canarischen Inseln berührt hatte, gerade südwärts der Aequinoktial-Linie zu, längs der amerikanischen Küste hin. Viel Elend stund er auf dieser Reise aus. Drey seiner Schiffe empörten sich förmlich, und verlangten durchaus, zurück nach Europa zu segeln. Er stillte den Aufruhr, und bestrafte sie. Nahe am drey und vierzigsten Grad der Breite entdeckte er im Jahr 1521 die Mündung einer Strasse, der er seinen Namen „Magellanische Strasse“ gab, fuhr in diesem furchtbaren Kanal zwanzig Tage lang herum und erblickte endlich mit hohem Jubel das große Südmeer. Noch war er aber weit entfernt, Land zu entdecken und

seine Beschwerden wurden immer grösser; die Lebensmittel waren beynahe ganz aufgezehrt, das Wasser stinkend geworden, Krankheiten rissen unter der Mannschaft ein, und kaum konnte man sich des Hungertodes erwehren. Das einzige, was dem kühnen Seefahrer noch Muth machte, war immer gutes, heiteres Wetter, welches ihn auch veranlaßte, diesem Weltmeer den Nahmen des „stillen“ oder „friedsamen“ zu geben. Am 6. März entdeckte er die sogenannten Diebsinseln und bald darauf die Philippinen. Hier gerieth er in eine Streitigkeit mit den Eingebohrnen; es kam zu einem hartnäckigen Gefechte und in diesem wurden nicht nur mehrere seiner Gefärthen, sondern auch Magellan selbst, am 26. April 1521 Opfer des Todes. Die Reise wurde indessen nicht abgebrochen, sondern durch andere Befehlshaber fortgesetzt. Dem ersten Unternehmer bleibt indessen der Ruhm eines unvergänglichen Namens und daß durch ihn die Spanier die ersten waren, welche die Erde umschifft haben. Hätte nicht Karl V., der in Europa zu viel zu thun hatte, den Portugiesen seine Ansprüche auf die Molucken für dreymal hundert und fünfzig tausend Dukaten ab-

getreten, der Vortheil, welchen Spanien durch sie hätte ziehen können, wäre ungeheuer gewesen.

2.

Die Eroberung von Mexiko.

Ferdinand Cortes, von Geburt ein Spanier, erst Rechtsgelehrter, dann Soldat zur See, hatte den abentheuerlichen Gedanken, das ganze mexikanische Reich zu erobern, das größer war als alle Königreiche, die Spanien gehörten, zusammen genommen. Vielerley glückliche Ereignisse, sein großer Muth und seine seltene Entschlossenheit beförderten seine Wünsche, und er durfte es mit äußerst geringen Mitteln wagen, seinen Plan ins Werk zu setzen. Zu seinem Glück fürchtete sich ein Kaiser, dessen Reich vom Nord- bis an das Südmeer über Länder reichte, die sich über fünfhundert Meilen weit von Morgen gegen Abend und über zweyhundert von Mitternacht nach Mittag erstreckten, vor dem Spanier, und hatte nicht das Herz, sich dem Abentheurer mit Ernst zu widersetzen, der verwegen genug war, den Eingang in die Hauptstadt zu ertrotzen und den

mächtigen Monarchen gefangen zu nehmen, ein Entschluß, dergleichen bis dahin kein Mensch, der gesunde Sinne besaß, zu fassen gewagt hatte, und der gegen alle Erwartung gelang. Bey alle dem gieng es ihm auf dem ersten Zug etwas hinderlich, obschon der Kaiser Montezuma in einem Aufstand der Mexikaner gegen die Spanier durch die Pfeile seiner eigenen Unterthanen getödtet wurde. Cortes mußte sich daher entschließen, die Eroberung des Reichs für dießmal aufzugeben und sich heraus zu ziehen, so lang es noch mit Ehre geschehen konnte. Das währte aber nicht lange, denn schon ein Jahr nach seiner Entfernung (1521) kam er wieder und beschloß, die Hauptstadt mit Sturm zu erobern. Hier hatte indessen ein Verwandter Montezuma's, Namens Guatimozin, den Thron bestiegen, der nicht so bereitwillig schien, sich ohne kräftigen Widerstand zu ergeben, wie es jener Furchtsame gewesen war. Bey dem ersten Angriff wurden die Spanier zurückgeschlagen, mehrere kamen um, mehrere wurden gefangen, und dem Kriegsgott zum Opfer geschlachtet. Dieß machte die übrigen muthlos, es entspann sich ein Komplot und es war nahe daran, daß Cortes

sammt seinen vornehmsten Anhängern ermordet worden wäre, wenn nicht ein Mitverschworner, gefoltert durch sein Gewissen, das ihm in den Bund getreten zu seyn, bitter vorwarf, umgekehrt wäre und das, was im Werk war, verrathen hätte, wodurch Cortes dem Tod nicht nur entgieng, sondern selbst die Verschwornen durch ein kluges Benehmen wieder auf seine Seite brachte. Ganz unerwartet kam ihm noch neue Verstärkung zu, und so griff er die Hauptstadt Mexiko auf einmal von drey verschiedenen Seiten an. Auch dieser Angriff schlug fehl und die Spanier litten großen Verlust, nur ihr Anführer verlor den Muth nicht. Er sperrte der Stadt die Zufuhr der Lebensmittel, so, daß in derselben bald eine bedeutende Hungersnoth einriß. Unter allem Jammer, den diese nach sich zog, blieb der Kaiser Guatimozin immer standhaft, verwarf jeden Vorschlag, den Cortes that, und beschloß, wenigstens die Unterjochung seines Reichs durch fremde Abentheurer, denen man zu einem feindlichen Einfall gar keine Gelegenheit gegeben hatte und die nur gekommen waren, ihre Eroberungssucht zu befriedigen und ihren Golddurst zu stillen, nicht zu überleben. Am 27.

Julius (1521) drangen die Spanier zum erstenmal in die Stadt, von welcher drey Viertheile bald in ihren Händen waren; und nur das vierte war noch nicht in ihrer Gewalt. Aber als der unglückliche Guatimozin, dem seine Getreuen zu schleuniger Flucht helfen wollten, da sie wohl sahen, daß die Stadt nicht mehr zu retten sey, von den Spaniern gefangen wurde, da entfiel allen Innwohnern der Muth, aller Widerstand hörte auf, so wie von Seiten der Feinde die Zerstörung, die sie bis jetzt die Stadt hatten empfinden lassen. Der besagte vierte Theil der Hauptstadt des mexikanischen Reichs blieb unangetastet und wurde am 13. August den Spaniern überlassen. Fünf und siebenzig Tage hatte die Belagerung gedauert und mit diesem Tag endete sie sich. Hätte Cortes nicht unter den benachbarten indianischen Völkern, die die Mexikaner um ihren Glanz und hohen Wohlstand beneideten, sich so viele Bundesgenossen zu erwerben gewußt, er wäre ihrer nicht Meister geworden.

Daß Ländersucht und Begierde nach unerhörten Schätzen der Grund dieses Einfalls in fremde Grenzen gewesen seyen, wurde bereits erwähnt. Nun fanden sich aber die Eroberer

getäuscht, was sie fanden, war der großen Anstrengungen nicht werth, die sie, um zum Ziel zu kommen, machen mußten. Guatimozin, der ihre Absicht kannte, hatte, ehe sie einzogen, die größten Kostbarkeiten ins Meer werfen lassen, einen andern sehr beträchtlichen Theil nahmen die indianischen Hülfsvölker für sich und brachten ihn vor den raubgierigen Bundesgenossen in Sicherheit. Am schlimmsten fuhr dabey der arme gefangene Kaiser. Man setzte voraus, er müsse die großen Schätze, die man suchte, versteckt haben, und um ihn zur Anzeige, wo sie sich befänden, zu zwingen, spannte man ihn und seinen ersten Günstling auf die Folter. Der letztere ertrug die Qual, unter welcher beyde schmachteten, beynahe nicht mehr, und sah seinen Herrn mit traurigen Augen an, als ob er ihn fragen wollte, ob er nicht sagen dürfte, was aus den Schätzen geworden sey. Guatimozin verstand, was er wollte und fragte: Glaubst du denn, daß Ich auf Rosen liege? Der Günstling verstummte und starb, ohne mehr einen Laut von sich hören zu lassen, der gemarterte Kaiser aber wurde losgebunden, um neuem Elend aufbehalten zu werden.

Mit dem Schicksal der Hauptstadt war zugleich das des ganzen mexikanischen Reichs entschieden. Eine Provinz unterwarf sich nach der andern den Siegern, die nun in verschiedenen Gegenden bis an das große Südmeer hindrangen, wo der kürzeste und leichteste Weg nach Ostindien zu finden seyn sollte, um der spanischen Krone dort ebenfalls große Schätze und Reichthümer zu holen, an die sie übrigens eben so wenig ein Recht hatte, als sie an Mexiko darthun konnte.

Diese ungeheure Eroberung wagte ein Mann, der über nicht mehr als eilf Schiffe zu befehlen hatte, deren keines zu den großen gehörte und der nur sechshundert siebenzehn Mann besaß, wovon nur fünfhundert und acht Kriegsdienste thun konnten, die übrigen aber Handwerksleute waren. Nur dreyzehn Soldaten hatten Feuergewehre, die damals noch sehr selten waren, zwey und dreissig waren mit Armbrüsten versehen, alle übrigen nur mit Schwertern und Spießen. Sie hatten nicht mehr als sechzehn Pferde, zehn kleine Feldstücke und vier Falkonets. Daß sie auf ihrem Raub-Zug sich Fahnen bedienten, die mit dem ehrwürdigen Kreuz bemalt waren und die

Inschrift führten: „Laßt uns dem Kreuze folgen, denn unter diesem Zeichen werden wir siegen," war dem Zeitgeist angemessen und nicht das einzigemal, daß die menschenfreundlichste Religion der Bosheit, der Herrschsucht, dem Geldgeiz und hundert andern Lastern und Abscheulichkeiten zum Deckmantel dienen mußte.

3.

Luther vor dem Reichstag zu Worms.

Mit dem Jahr 1517 begann bekanntlich dadurch, daß der Augustinermönch Doktor Martin Luther gegen den schamlosen Ablaßkram des Dominikaners Tetzel an die Schloßkirche zu Wittenberg in Sachsen 95 Sätze anschlug und sich erbot, sie gegen jeden öffentlich zu vertheidigen, die Kirchenreformation. „Ist das Werk aus Gott" — war sein Glaubensbekenntniß — „wer wirds hindern? ists nicht aus Gott, wer wirds fördern?" — Mit dieser Ueberzeugung trat er zu Augsburg vor den Kardinal Cajetan, um sich zu verantworten, und wollte durch nichts, als durch Gottes Wort widerlegt werden. Mit diesem Muth

trotzte er der päbstlichen Bannbulle und verbrannte sie nebst dem kanonischen Recht öffentlich; — mit diesem Muth endlich gehorchte er der Stimme des Kaisers, sich vor ihm und dem Reichstag zu Worms zu stellen, um seine bisherigen Schritte zu vertheidigen. Es war der erste Reichstag, den Karl V. nach seiner Kaiserkrönung ausschrieb, um zu versuchen — wie er sich ausdrückte — „wie dem Fortgang der „neuen gefährlichen Meinungen, die dem Frie„den von Deutschland drohten und die Religion „der Väter über den Haufen zu stürzen schie„nen, am schicklichsten vorgebeugt werden könn„te.“ Der päbstliche Nuntius Aleander wollte die Vorberufung Luthers aus allen Kräften hindern, weil Laien sich nicht mit Religionssachen befassen sollten, aber er konnte nicht durchdringen und mußte es — wiewohl ungern — geschehen lassen. Schon früher ließ der Kurfürst von Sachsen bey Luther anfragen: ob er wohl geneigt wäre, zu erscheinen, wenn er berufen würde; dieser antwortete: „Wenn ich zum Gehen zu schwach „bin, werde ich mich fahren lassen, denn es ist „nicht zu zweifeln, daß es Gottes Wille ist, „wenn der Kaiser mich rufen läßt. Wollen sie

„die Sache mit Gewalt abmachen, denn schwer-
„lich werden sie mich berufen, um sich von mir
„überzeugen zu lassen, so muß man die Sache
„Gott befehlen. Der lebt und herrscht noch,
„der die drey Männer im glühenden Ofen erhal-
„ten hat. Will er mich aber nicht erhalten, so
„ists um meinen Kopf eine geringe Sache. Flie-
„hen will ich nicht, widerrufen noch weniger,
„so wahr mich mein Herr Jesus stärke, denn
„ich kann keines thun, ohne Nachtheil der
„Gottseligkeit und vieler Seelen Heil."

Unter dem 6. März 1521 wurde das Einberufungsschreiben mit der Aufschrift: „Dem Ehrsamen, Unserm lieben Andächtigen, Doktor Martin Luther, Augustiner Ordens" in folgenden Worten erlassen: „Carol von Gottes Gnaden, erwähl-
„ter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer
„des Reichs rc. rc. Ehrsamer, Lieber, Andäch-
„tiger. Nachdem Wir und des heiligen römi-
„schen Reichs Stände, jetzo hier versammelt,
„vorgenommen und entschlossen, der Lehre und
„Bücher halber, so eine Zeit her von dir aus-
„gegangen, Erkundigung zu empfahen, haben
„Wir dir herzukommen und von dannen wie-
„derum an dein sicher Gewarsam, unsere und

„des Reichs frey gestrackt Sicherheit und Geleit geben, das wir dir hierüben zusenden. Und ist „unser ernstlicher Befehl ꝛc. Viele seiner Freunde riethen Luthern, nicht nach Worms zu gehen, sondern sich die persönliche Erscheinung abzubitten, aber heldenmüthig erwiederte er: „Und wenn in Worms so viele Teufel wären, „als Ziegel auf den Dächern liegen, so will „ich doch mit Christo hinein.“ Noch auf der Reise wurde er abgemahnt, sie fortzusetzen, damit es ihm nicht wie dem unglücklichen Huß zu Konstanz gehen möchte; aber vergebens. „Bittet ihr nur Gott“ — sagte er — „daß „er Christo, seinem Sohne, günstig sey. Wenn „dessen Sache in Sicherheit ist, so ist es die „meinige auch.“

Am 16. April 1521 fuhr er durch eine unbeschreibliche Volksmenge auf einem offenen Wagen in Worms ein und am folgenden Nachmittag um vier Uhr wurde er von dem Reichs-Erbmarschall, Ulrich von Pappenheim, vor die Reichsversammlung geführt. Ehe er seinen Gang antrat, betete er mit großer Innbrunst zu Gott, daß er ihm beystehen und sein Werk gelingen lassen wolle. Der kurtrierische Official, Johannes von Eck, legte ihm

die Frage vor: ob er diese Bücher, die in einem Convolut zusammen gebunden auf dem Tisch lagen, für die seinigen erkenne? Sein rechtlicher Beystand, Dr. Schurf, bat, daß man erst die Titel ablesen möchte und als es geschehen war, bejahte es Luther. Die zweyte Frage, die an ihn ergieng, war: „ob er etwas, das in denselben stehe, widerrufen wolle?“ und hierauf ließ er sich mit großer Freudigkeit also vernehmen: „Weil dieses eine Frage „vom Glauben und der Seelen Seligkeit ist und „Gottes Wort belangt, welches der höchste „und größte Schatz im Himmel und auf Erden ist, und wir billig allzumal in Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich von mir „gehandelt, etwas Unbedächtigs anzuzeigen, „sintemal ich weniger, als die Sache erfordert, „oder mehr, als es der Sache gemäß wäre, „unbesonnen oder unbedacht zugeben, und für „gewiß sagen könnte, welches beydes mich in „das Urtheil bringen würde, das Christus gefället, da er sagt: Wer mich vor den „Menschen verläugnen wird, den „will ich vor meinem himmlischen „Vater auch verläugnen. Derohalben „bitte ich von Kaiserlicher Majestät aufs aller=

„unterthänigste und demüthigste Bedenkzeit, auf „daß ich, ohne Nachtheil Gottes Worts, und „ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die „vorgehaltene Fragstücke richtig antworten mö„ge.“ — Der Kaiser bewilligte ihm eine Frist von vier und zwanzig Stunden und als diese abgelaufen war, erschien er am folgenden Tag (den 18. April) zum zweytenmal frohes Muthes vor der glänzenden Reichsversammlung, von der er nicht wußte, ob sie Leben oder Tod über ihn beschließen würde, und redete also:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser! Durchlauch„tigste, Hochgebohrne Kurfürsten! Gnädigste „Herren! — Ich erscheine als der Gehorsame „auf den Termin, so mir gestern Abend ange„setzt und ernennt ist und bitte durch Gottes „Barmherzigkeit, Ew. kaiserliche Majestät, „Kur- und Fürstliche Gnaden wollten diese ge„rechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, „gnädigst hören, und so ich aus Unverstand „vielleicht einem jeglichen seinen gebührenden „Titul nicht geben, oder mich sonst irgend nicht „nach Hofsgebrauch mit Geberden erzeigen wür„de, mirs gnädigst zu gut halten, als der ich „nicht zu Hof gewest, sondern im Kloster ge„steckt bin und von mir anders nicht zeugen

„kann, denn daß ich in dem, was von mir „bisher mit einfältigem Herzen gelehrt und ge„schrieben ist, allein Gottes Ehre und der Christ„glaubigen Nutz und Seligkeit, damit diesel„ben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, „angesehen und gesucht habe.“ — Hierauf erklärte er sich wegen des Widerrufs seiner Bücher in folgenden Worten: „Meine Bücher sind „nicht von einerley Art. In einigen habe ich „vom Glauben und christlichem Leben und Wer„ken gelehrt, und diese kann ich nicht widerru„fen. In andern habe ich von Dekreten, fal„schen Mißbräuchen der Päbste gehandelt, wo„mit sie eine Tyranney in der Christenheit aus„geübt und Aergerniß angerichtet haben, und „diese kann ich auch nicht widerrufen, ohne „dem Evangelium Abbruch zu thun, und die „Tyranney in der Kirche zu fördern. Endlich „habe ich auch gegen einige meiner Wider„dersacher geschrieben, die meine Lehre angrif„fen und zugleich der Päbste Lehren vertheidi„gen wollten, und bey diesen bekenne ich, daß „ich manchmal zu rauh und zu heftig gewesen „bin. Weil es aber nicht auf meine Person und „Fehler, sondern allein auf meine Lehre an„kommt und ich diese aus der heiligen Schrift

„allzeit klar erwiesen habe, so kann ich auch „von solcher letzten Gattung meiner Bücher „nicht abgehen. Ich bin aber bereit, wenn mir „aus der heiligen Schrift, und nicht blos aus „menschlichen Büchern, erwiesen werden kann, „daß ich geirrt habe, sofort zu widerrufen und „meine Bücher selbst zu verbrennen.“

Noch sprach er manch Anderes zu seiner Vertheidigung und rief die Fürsten auf, sich der verkannten Wahrheit anzunehmen. Da unterbrach ihn der vorgemeldete trierische Official: er solle sich nur mit einer kurzen Antwort erklären, ob er widerrufen wolle, oder nicht. Hierauf versetzte er: „Weil dann Ew. kaiserliche Majestät, Kurfürstliche und Fürstliche „Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige „Antwort begehren, so will ich die geben, so „weder Hörner noch Zähne haben soll, nemlich also: Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen „klaren Gründen und Ursachen überwunden und „überweiset werde, (denn ich glaube weder „dem Pabst, noch den Concilien allein nicht, „weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft „geirrt haben und ihnen selbst widerwärtig gewest sind) und ich also mit den Sprüchen, die

„von mir angezogen und eingeführt sind, über„zeugt und mein Gewissen in Gottes Wort ge„fangen sey, so will ich nicht widerrufen, weil „weder sicher noch gerathen ist, etwas wider „das Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich „kann nicht anders, Gott helfe mir, „Amen!"

Alles was er hier rund und deutsch gesagt hatte, mußte er auf erhaltenen Befehl in lateinischer Sprache wiederholen, welches auch sogleich geschah, und damit hatte das Verhör ein Ende. Viele Fürsten, die er durch seine unerwartete Standhaftigkeit gewonnen hatte, besuchten ihn nun in seinem Quartier und der alte Herzog Erich von Braunschweig sandte ihm sogar eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier, um sich zu erquicken; sein Herr, der Kurfürst von Sachsen aber hatte von allen die größte Freude an ihm. Viele gaben sich noch die Mühe, ihn zum Widerruf zu stimmen, allein er blieb unabweichlich bey seinen Worten: „Wenn ich nicht durch Gottes Wort widerlegt werden kann, so werde ich es nicht thun."

Nun erhielt er die Erlaubniß, Worms unter sicherm Geleite wieder zu verlassen. Zwar hatten der päbstliche Legat und einige andere

gemeynt, einem Ketzer sey man keine Treue schuldig und man sollte also ohne anders das Schauspiel wiederholen, das die ehrwürdigen Väter einst auf dem Konstanzer Concilium aufgeführt hatten; aber die deutschen Fürsten verwarfen diesen schändlichen Antrag. Indessen traute der Kurfürst von Sachsen doch nicht ganz, denn er machte die Veranstaltung, daß Luther auf der Reise durch den Thüringer Wald durch vermummte Leute aufgehoben und auf das Schloß Wartburg bey Eisenach gebracht wurde, um vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher zu seyn. Hier blieb er verborgen, bis die Carlstädtschen Händel in Wittenberg angiengen, da er denn, selbst ohne des Kurfürsten Vorwissen, seinen Aufenthalt verließ, um dort die gestörte Ruhe wieder herzustellen.

4.
Anfang der Kriege zwischen Kaiser Karl V. und Franz I., König von Frankreich.

Unter denen, die um den deutschen Kaiserthron buhlten, waren Karl von Spanien und

Franz I. von Frankreich die Bedeutendsten. Der größte Theil der Kurfürsten hatte zu keinem von beyden ein sonderliches Vertrauen, denn der Besitz auswärtiger Reiche machte sie für des Vaterlandes Freyheit besorgt. Sie trugen die Krone einem aus ihrer Mitte, Friedrich von Sachsen, den man gemeiniglich „den Weisen" nannte, an, aber dieser war zu klug, sie anzunehmen, indem er glaubte, gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt bedürfe Deutschland nothwendig einen mächtigen Fürsten zu seinem Oberhaupt. Er empfahl Karln von Spanien auf den erledigten Thron, einmal weil er aus deutschem Blut abstamme, (er war des verstorbenen Kaisers Enkelsohn) und wegen der von seinem Großvater geerbten Länder ein Stand des Reichs sey, und dann, weil sein Gebiet gerade an der Grenze liege, die der Feind schnelle beschreiten könne. So wurde denn Karl am 28. Junius 1519 gewählt.

Beyde Thronkandidaten hatten alle möglichen Mittel versucht, zu ihrem Zweck zu gelangen und eben daher setzte sich in beyder Herzen, nachdem die Sache entschieden war, eine Eifersucht an, die niemals erlosch. Keiner konnte es dem andern vergeben, daß er sich

seinen Wünschen entgegengesetzt, und am allerwenigsten Franz seinem Mitwerber, daß dieser ihn verdrängt hatte. Man wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, einander wehe zu thun und suchte sich indessen durch Hülfsmittel vorzubereiten. Schon während des Wormser Reichtags (1521) war es sehr nahe dabey, daß ein Krieg in den Niederlanden und in Italien ausbrechen sollte, und niemand schien bereit zu seyn, es hindern zu wollen. Heinrich VIII. von England, durch seinen Minister, Kardinal Wolsey, verhetzt, schürte das Feuer mehr an, als es nieder zu halten, obwohl er sich stellte, als wolle er den Mittelsmann zwischen beyden streitenden Theilen machen, der Pabst Leo X. schwankte zwischen beyden hin und her, unschlüssig auf wessen Seite er sich wenden sollte. Erst schloß er ein Bündniß mit Franzen, das die Eroberung des Königreichs Neapel zum Gegenstand hatte und das beyde mit einander theilen wollten, wenn alles glücklich gienge; aber er konnte sich nicht verheelen, daß er dadurch den Kaiser auffallend beleidige und er brauchte ihn doch wegen der sich immer mehr ausbreitenden Kirchenreformation in Deutschland so nothwendig.

Daher kam es auch, daß er Franzen sehr zeitig wieder verließ und heimlich Karln seine Freundschaft nicht nur antrug, sondern auch ein Bündniß mit ihm schloß, kraft dessen man die Franzosen aus Mailand vertreiben, Parma und Piacenza aber wieder dem päbstlichen Stuhl sammt Ferrara zutheilen wollte u. s. w. Indessen man sich zur Ausführung rüstete, brach das Feuer in Navarra aus, da nach dem Tod des Königs Johann d'Albret seine Kinder ihr Erbtheil foderten, das Karl V. ihnen nicht lassen wollte. Franz erklärte sich bereit, ihre Rechte zu verfechten, bemächtigte sich in wenigen Tagen des Königreichs, griff zu gleicher Zeit die dem Kaiser gehörigen Niederlande an und bald war auch Italien der Schauplatz verheerender Kriege.

Dieß war der Anfang der offenbaren Feindseligkeiten zwischen Karl V. und Franz I., die volle acht und zwanzig Jahre dauerten und sich erst mit dem Tod des Letztern (1547) endeten.

5.

Die erste deutsche Wahlkapitulation. *)

So willig die Wahlfürsten Friedrich dem Weisen entgegen giengen, daß sie den König Karl von Spanien auf den deutschen Thron huben, so bange war es ihnen gleichwohl, ein so großer Monarch, in dessen Staaten — wie man sprichwörtlich sagte — die Sonne nie auf und nie untergieng, könnte seine Macht mißbrauchen und sie zu ihrer aller Unterjochung anwenden, wovon es, wie seine Regierungsgeschichte auf allen Blättern beweißt, eben nicht sehr weit entfernt war. Zwar war es schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich, daß ein jeweiliger neuer Kaiser die Vorrechte der Fürsten bestätigen und versprechen mußte, sie niemals zu beeinträchtigen, so schien eine so allgemeine Zusage dießmahl doch nicht hinlänglich zu seyn. Man stimmte also um so

*) Ihre Errichtung gehört zwar schon in das Jahr 1519, da aber Karl V. seine kaiserlichen Verrichtungen erst eigentlich mit dem Reichstag zu Worms begann, so glaubte man, dieses wichtige Ereigniß hieher verpflanzen zu dürfen.

williger dem Kurfürsten von Sachsen bey, der den Vorschlag that, den neuen Kaiser durch besondere Bedingungen dergestalt zu beschränken, damit ihm nie der Gedanke kommen könnte, Deutschlands Freyheit gefährlich werden zu wollen. Man verfaßte einen Aufsatz, den man „die Wahlkapitulation“ nannte, worin alle Vorrechte der Kurfürsten, der Fürsten und Städte, überhaupt aller Stände des Reichs, namentlich genannt wurden, deren unverrückte Erhaltung man sich vorbehielt. Karl mußte sich in vier und dreissig Artikeln verbindlich machen: „den Stuhl zu Rom und die Kirche als deren Vogt zu schützen, alle vorigen Reichsgesetze, z. B. die goldene Bulle, den Landfrieden ꝛc. zu bestätigen, das Reichsregiment wieder aufzurichten, alle Stände bey ihren Rechten und Freyheiten zu lassen, ohne Einwilligung der Kurfürsten für sich, als römischer König oder Kaiser, kein Bündniß zu schließen, keinen Reichskrieg anzufangen, die Reichsstände nicht mit Reichstagen und Steuern zu belästigen, von dem Reich nichts zu veräussern, vielmehr alles davon abgerissene wieder zu demselben zu bringen; alles, was der römische Hof wider die Konkordate der deutschen

Nation vorgenommen, abzuschaffen; die großen Gesellschaften der Kaufleute mit Beyrath der Stände aufzuheben und ohne Einverständniß mit den Kurfürsten keine neuen Zölle anzulegen; den Streitigkeiten der Reichsstände unter sich, und selbst seinen eigenen Anforderungen an dieselben, wie auch den vorfallenden Achtserklärungen, ihren ordentlichen Weg Rechtens zu lassen; die an das Reich zurückfallenden Lehen zur Unterhaltung des Reichs und der Kaiser einzuziehen; alles, was die Reichsvikarien indessen gethan und gehandelt, zu bestätigen; sich keine Erbfolge auf dem deutschen Thron anzumaßen, sondern den Kurfürsten eine freye Wahl zu lassen; außerhalb des Reichs keinen Reichstag zu halten, noch die Stände vor Gericht zu fordern; die Reichs- und Hofämter nur mit eingebohrnen Deutschen zu besetzen; in Reichssachen keine andere, als die deutsche oder lateinische Sprache zu gebrauchen und endlich die kaiserliche Residenz meistentheils im Reich deutscher Nation zu halten.

Von dieser Zeit an haben alle Nachfolger Karls V. eine solche Wahlkapitulation beschworen und unterzeichnet, die bey jeder Gelegen-

heit neu durchgegangen und nach Beschaffenheit mit Zusätzen und Verbesserungen begabt wurde. Man sah sie als einen Vertrag mit dem neuen Kaiser, als die stärkste Vormauer gegen dessen Macht und als den Schutzbrief der deutschen Freyheit auf ewige Zeiten an.

6.

Die Hildesheimischen Händel.

Als Johann von Sachsen-Lauenburg Bischof von Hildesheim wurde, fand er das Land in eine Last großer Schulden versunken, und faßte den weisen und wohlthätigen Gedanken, es davon durch eine bey seinem Hof einzuführende Sparsamkeit wieder herauszureissen. In gleicher Absicht löste er gewisse Güter ein, die der Familie der Herren von Saldern seit langer Zeit verpfändet gewesen waren und die sie nur gar zu gerne behalten hätten. Aus Verdruß giengen sie aus dem Lande, wandten sich an die Herzoge von Braunschweig und den Bischof von Minden, die sie in Schutz nahmen, auch schlossen sie mit verschiedenen mißvergnügten hildesheimischen Edelleuten, ein Bündniß, die sogleich mancherley Gewaltthätigkei-

ten verübten. Auch der Bischof von Hildesheim fand Anhänger und es brach ein förmlicher Krieg aus. Herzog Heinrich der Mittle, dann die Grafen von Schaumburg-Lippe, Hoya und Diepholz fielen ins Mindensche ein, und verjagten den Bischof, Johann aber zog gegen den Herzog Erich von Braunschweig zu Felde. Zwar hatte der Kurfürst von Sachsen, als Reichsvikarius, allen Theilen befohlen, die Waffen niederzulegen, aber sie kehrten sich nicht daran. Gerade am Wahltag Karls V. (am 28. Junius 1519) kam es auf der Soltauer Heide im Lünneburgischen zu einem förmlichen Treffen, in welchem der Bischof von Hildesheim Sieger ward. Die Herzoge Erich und Wilhelm wurden gefangen und nur durch Vermittlung der zu Frankfurt versammelten Kurfürsten erhielt der erstere, wiewohl unter beschwerlichen Bedingungen, seine Freyheit. Die Kurfürsten sowohl, als auch einige Fürsten, bemühten sich sehr, die ganze Streitigkeit auszugleichen, aber vergebens, denn Heinrich von Wolfenbüttel widersetzte sich sehr standhaft. Die Sache kam nun an den Kaiser, welcher versprach, sie auf dem Wormser Reichstag selbst zu untersuchen und

als oberster Richter zu entscheiden. Die Partheyen wurdeu nach Worms vorgeladen, mußten aber über fünf Monate lang warten, bis der Kaiser endlich befahl, daß beyde Theile, bey Verlust ihrer Reichs-Lehen, alle einander abgenommene Städte, Schlößer und Güter innerhalb Monatsfrist dem Kaiser übergeben und alle Gefangenen loslassen sollten. Da aber der Bischof von Hildesheim sich diesem Befehl nicht fügen wollte, und Herzog Heinrich der Mittlere sich nach Abtretung der Regierung der Lüneburgischen Lande an seine Söhne sich nach Frankreich begeben hatte, so erklärte Karl V. beyde nebst allen ihren Anhängern in die Reichsacht und aller ihrer Regalien und Lehen verlustig. Dem Herzog Erich von Braunschweig und Herzog Heinrich dem Jüngern wurde die Vollziehung dieser Achtserklärung aufgetragen.

7.
Solymann der Zweyte erobert Belgrad.

Solyman II., mit dem Beynamen „der Prächtige“ bestieg den Thron des türkischen

Reichs nach dem Tod seines Vaters, Selims I. im Jahr 1520 und sandte gleich, nachdem solches geschehen war, einen Gesandten nach Ungarn, mit dem Antrag, den mit seinen Vorfahren auf drey Jahre geschlossenen Waffenstillstand zu erneuern. Die übermüthigen ungarischen Magnaten schlugen dieses billige und ihnen selbst so nutzbare Verlangen nicht nur geradezu ab, sondern behandelten sogar den Gesandten gleich einem Spionen und behielten ihn über ein Jahr lang gefangen zurück. Dieß ist die gemeine Meynung, vielleicht ist aber eine andere die richtigere. Der junge König Ludwig wollte nemlich nichts ohne Vorwissen und Beystimmung des Kaisers Karls V., seines Schwagers, thun, der seine Erklärung auf den nächsten Reichstag hinausschob, weil es nach seiner Aeußerung eine Sache sey, die das ganze Reich angehe. Ehe diese Antwort eintraf, die sich ins folgendende Jahr (1521) hinein verschob, konnte der türkische Gesandte nicht abreisen. Solyman war darüber äußerst entrüstet, bereitete sich ernstlich zum Krieg, belagerte sogleich Belgrad und nahm es am 21. August des besagten Jahres ein. Man war

in Deutschland, da man diese Stadt für eine Vormauer der Christenheit gegen die Anfälle der Unglaubigen ansah, sehr bestürzt und dankte es dem Kaiser, daß er die ihm zu seinem Römerzug bewilligten zwanzigtausend zu Fuß und viertausend zu Pferd, nun gegen die Türken zu verwenden, sich anerbot.

8.

Unruhen in Spanien.

Karl V. wurde nicht mit völliger Ruhe als König von Spanien anerkannt und obgleich die Cortes von Kastilien sich zuerst dazu geneigt erklärten, so waren sie doch weit entfernt, mit seiner Regierung zufrieden zu seyn, indem er zu sehr an seinen niederländischen Ministern hieng, die sich nur von dem spanischen Golde bereichern wollten. Noch erbitterter als die Kastilianer waren die Arragonier und als vollends Karl auf den deutschen Kaiserthron stieg, da ward die Erbitterung allgemein, denn die Nachtheile, die die Entfernung des Königs aus dem Reich, die Kriege, die man beynahe mit Gewißheit voraussah und andres erzeugen würden, waren nicht zu verkennen. Daß der Pabst

Karl den Zehnten von allen geistlichen Gütern zu Führung des Türkenkriegs bewilligte, war der Geistlichkeit schmerzhaft. Sie setzte sich dagegen, das Königreich wurde in den Bann gethan und das war vollends das Zeichen zum Mißvergnügen an allen Enden. Ein Mönch in Valencia ermunterte das Volk von der Kanzel, zu den Waffen zu greifen, besonders da der Adel dasselbe ungemein drückte. Die Kastilianer wollten den Kaiser schlechterdings hindern, nach Deutschland zu reisen, das sie aber nicht vermochten, denn er wußte die Cortes zu gewinnen, die ihm sogar die Einziehung einer freywilligen Armee bewilligten, worüber die Bürger von Toledo in eine solche Wuth geriethen, daß sie einen förmlichen Tumult erregten. Sie zwangen das Kastell zur Uebergabe, sie nahmen gefangen, was auf des Hofes Seite zu seyn schien, führten eine Art von republikanischer Regierung ein und sammelten unter Anführung eines gewissen Don Juan von Padilla Truppen zu ihrer Vertheidigung. In Segovia sprengte der Pöbel die Kirchenthüren, wo der Abgeordnete Tordesillas, der in der Versammlung der Cortes für ein freywilliges Geschenk an den Kaiser

gestimmt hatte, sich befand, und hier von seinem Benehmen Rechenschaft geben wollte, ergrif ihn mit wilder Wuth und schleppte ihn unter tausend Flüchen und Schimpfnamen auf den öffentlichen Richtplatz. Sogar die Geistlichkeit, die mit der geweihten Hostie in Procession herbeyzog, und die Mönche aus sämmtlichen Klöstern, konnten die Rasenden nicht bändigen. Aller Zuspruch, alle Bitten vermochten nichts, man erlaubte dem Unglücklichen nicht einmal mehr, zu beichten. Die wüthende Menge riß ihn fort, und da er durch die gewaltthätige Behandlung bereits den Geist aufgegeben hatte, so hieng man ihn noch bey den Füßen an den Galgen. Und so wüthete der Aufruhr noch in mehreren Städten Spaniens. Wen man aus der Zahl der Abgeordneten nicht mehr fand, — denn nach dem, was Tordesillas widerfahren war, floh, was fliehen konnte — der wurde wenigstens im Bildniß verbrannt und auch seine Häuser und Güter wurden zerstört oder den Flammen Preis gegeben. Der kaiserliche Statthalter ließ Truppen ausmarschieren, aber sie wurden bey Segovia und Medina del Campo geschlagen. Da wurden die Aufrührer noch übermüthiger, vergrößerten ihre Forderungen an

die Regierung, errichteten ein Bündniß, das sie „die heilige Junta“ nannten, und schwuren für ihre Freyheit zu leben und zu sterben. Es war nahe daran, daß man dem Kaiser den Gehorsam völlig aufgesagt hätte, der in großer Verlegenheit war, indem er jetzt eben Deutschland nicht verlassen durfte, ohne es gegen den erzürnten König von Frankreich, den man wegen seiner Uebergehung bey der Wahl tief beleidigt hatte, bloß zu stellen. Zwanzigtausend Spanier aus dem Bürgerstand rückten ins Feld, der erbitterte Adel, der es mit dem Hof hielt, setzte eben so viele dagegen und so war (1521) der innerliche Krieg entschieden. Die Truppen der Junta, zuerst ungeschickt angeführt und dann muthlos, wurden am 23. April geschlagen, der General Padilla enthauptet und das Bündniß der Empörer aufgelöst. Indessen glimmte das Feuer demohngeachtet unter der Asche fort, es sammelten sich neue Haufen gegen den Adel, namentlich im Königreich Valencia, es dauerte im folgenden Jahr fort und besonders entstand auf der dem Königreich Arragonien einverleibten Insel Majorka ein Aufstand, heftiger und furchtbarer, als alle übri-

gen. Auch hier konnte das Volk die ihm durch den Adel verursachten Drangsale nicht mehr aushalten und griff zu seiner Selbstvertheidigung zu den Waffen. Der Unterkönig wurde abgesetzt und fortgejagt, jeder Adeliche aber ermordet, der einem von dem Volk unter die Hände kam. Hier dauerte auch die Unruhe am längsten, denn ganz Spanien war beruhigt, ehe sich diese Insel zum Ziel zu legen entschließen konnte.

9.

Der König von England erhält einen Zuwachs zu seinen Titeln.

Während Luther auf der Wartburg saß, bemühten sich mehrere seiner Gegner, seine Lehre in gedruckten Schriften anzugreifen und zu widerlegen. Unter diese Kämpfer gehört auch, wie man fast allgemein glaubt, Heinrich VIII. König von England. Sein Eifer entbrannte, weil Luther seinen Lieblingsschriftsteller, Thomas von Kempis, nach seiner Ansicht zu tief herunter gesetzt und eigentlich verächtlich gemacht hatte, darum schrieb Heinrich, der sich viel mit gelehrten Dingen be=

schäftigt hatte, ein Buch gegen den Reformator: „Von den sieben Sakramenten“ *), das die im Lob ihres Fürsten allezeit geschäftigen Hofschranzen als eines der ersten Geisteswerke ausposaunt und unter anderm gesagt hatten: es übertreffe die Werke der berühmtesten Gelehrten in eben dem Grade, als der König rücksichtlich seines Ranges im bürgerlichen Leben über ihnen stehe. Der Pabst trieb die Sache noch weiter, und sagte in einem öffentlichen Konsistorium: es scheine, daß dieses Buch unmittelbar von Gott selbst eingegeben sey. Zur Dankbarkeit, daß der König der Kirche einen so wesentlichen Dienst erzeigt habe, gab er ihm den Titel: „Beschützer des Glaubens“, welche Auszeichnung ihn zwar äußerst vergnügte, aber deren er sich bald wieder unwerth machte, indem er sich von Rom, das seine Heyrath mit Anna Boleyn, nicht zugeben wollte, die er aber dem-

*) Mehrere Gelehrte glauben, Heinrich sey nicht wirklich Verfasser dieses Buchs, sondern sein Hofkaplan, der nachherige Bischof von York, Eduard Lee. Es erschien zu London 1521 und wurde von Emsern ins Deutsche übersetzt.

ohngeachtet durchsetzte, ganz loszureißen beschloß, und dem Pabst keine Gewalt mehr zu üben zugestand.

10.

Die erste Heyrath eines evangelischen Geistlichen.

Luther hatte schon frühe und ehe er noch selbst daran dachte, jemals zu heyrathen, den Geistlichen den Ehestand empfohlen, das im neuen Testament nirgend verboten ist. Der erste, der es wagte, im Jahr 1521 diesen Schritt zu thun, der — wie vorauszusehen war — nicht weniges Aufsehen machen mußte, und auch wegen der geringen Einkünfte dieses Standes sehr bedenklich war, hieß Bartholomäus Bernhardi, war aus Feldkirch im Vorarlberg gebürtig, und Pfarrer zu Kemberg an der Elbe, nahe bey Wittenberg. Zwar suchte es der Kardinal Albrecht von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg gewesen war, aus allen Kräften zu hindern, und verlangte, er solle sich zu Halle persönlich verantworten, der sächsische Hof hieß ihn aber dieser Vorladung nicht zu gehorchen,

und die Trauung gieng ohne Anstand für sich. Luther war bekanntlich abwesend, Karlstadt und Melanchthon billigten Bernhardis Entschluß, und der letzte vertheidigte ihn in einer eigenen, mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßten Schrift gegen das bischöfliche Officium. — Und so war der große Schritt geschehen, der vielen Unsittlichkeiten auf einer Seite ein Ende machte, die auf der andern immer mehr überhand nahmen, und noch bis diesen Tag fortdauern.

11.

Merkwürdige Männer, welche im Jahr 1521 geboren wurden.

Unter diese gehören: Moritz von Sachsen, Pabst Sixtus V. Kanzler von Seld, Dr. Marbach, und Wilhelm Cäcil-Lord Burgleih. Von jedem wollen wir kürzlich besonders Nachricht geben.

a.

Moritz, Kurfürst von Sachsen.

Moritz war ein Sohn des Herzogs Heinrich von Sachsen und kam den 21. März

(1521) zur Welt, zeichnete sich nicht nur durch seltene Lernbegierde, sondern auch dadurch schon frühe aus, daß er die Menschen zu behandeln wußte, wie sie behandelt zu werden wünschten. Dadurch schmeichelte er sich in ihr Vertrauen ein, und erreichte jeden Vortheil, den er wollte. Zwey höchst merkwürdige Prophezeihungen ließen schon in früher Jugend erwarten, was er einst werden würde. Die eine erpreßte er seinem Vetter, dem Herzog Georg zu Dresden, gegen den er Ansprüche auf ein paar Herrschaften machte, so daß dieser ausrief: „Moritz! Moritz! du thust, als ob dir ganz Sachsen gerecht wäre." Die andere kommt von Luther, den der Kurfürst Johann Friedrich einmal bey Tisch fragte: „Herr Doktor, was haltet Ihr von meinem jungen Vetter dort?" und welcher, nachdem er ihn scharf ins Auge gefaßt hatte, antwortete: „Sehet wohl zu, gnädiger Herr, daß Ihr nicht einen Löwen auferzieht." Bang besorgt versetzte der Kurfürst: „Wollen das Beste hoffen."

Herzog Georg starb ohne Kinder und alle dessen Länder fielen an Moritzens Vater. Dieser starb 1541 und nun übernahm Moritz

die Regierung des Landes. Er vermied den Beytritt zum schmalkaldischen Bund, weil er wohl voraussehen konnte, daß es zwischen diesem und dem Kaiser zum Krieg kommen, und der Bund wahrscheinlich den Kürzern ziehen werde. Auf dieser Seite war also für ihn nichts zu gewinnen, aber wohl zu verlieren; auf der andern Seite setzte er seine ganze Reputation aufs Spiel, wenn er — ein Protestant und der Schwiegersohn des eifrigen Philipps von Hessen — dem Kaiser anhieng und seine Glaubensgenossen sowohl überhaupt, als seine nächsten Anverwandten unterdrücken half. Allein sein Wunsch nach Größe hob alle Bedenklichkeiten, er bot sich dem Kaiser an und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Er nützte demselben so viel, daß Karl V. versprach, ihn kaiserlich zu belohnen, wenn er ihm fortan so treu anhangen werde. Moritz sagte es zu, befestigte während der Ruhezeit Dresden, Pirna und Leipzig und förderte den innern Wohlstand seines Landes. Als der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen in der Schlacht bey Mühlberg des Kaisers Gefangner wurde und dieser in seinem Zorn sogar dessen Hinrichtung befahl,

die jedoch auf vielfältige Fürbitten abgewendet wurde, erhielt Moritz alle Länder des Gefangenen sammt der Kurwürde. In Augsburg belehnte ihn Karl auf offenem Markte damit, und Johann Friedrich konnte der Handlung aus dem Fenster seiner Wohnung zusehen. Es wäre viel, wenn ihm nicht Dr. Luthers Wort, daß er einen Löwen erziehen könnte, eingefallen wäre! Auch Herzog Georgs „Moritz, dem ganz Sachsen gerecht wäre“ war jetzt wirklich vorhanden, und er „einer der mächtigsten Fürsten von ganz Deutschland.“ Indessen kochte es doch gewaltig in seinem Herzen gegen den Kaiser; Länder und Ansehen wollte er wohl, aber so behandelt — wie sie es wirklich wurden — sollten der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die Protestanten überhaupt nicht werden. Moritz, dem Karl V. das Gegentheil versprochen hatte, mußte erwarten, daß er, wenn man seiner einmal nicht mehr so bedürfe, wie jetzt, kein besseres Schicksal zu erwarten habe, sobald der Kaiser auch ihn von der Höhe, auf die ihn derselbe gestellt hatte, wieder herab zu stürzen, seinen Planen gemäßer finde. Mit Sehnsucht wartete er daher

auf eine schickliche Gelegenheit, sich in seiner wahren Gestalt darzustellen, und sie kam ungerufen. Als Moritz alles genug vorbereitet hatte, und sich allenthalben sicher glauben durfte, stund er auf einmal mit 25000 Mann im Felde, und erklärte: „Er wolle die protestantische Religion, die man zu unterdrücken „strebe, aufrecht erhalten, die Grundverfassung Deutschlands befestigen, und das Vaterland von dem Despotismus eines herrschsüchtigen Monarchen befreyen, endlich seinen „Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, aus seiner schmäligen Gefangenschaft reißen.“ Er stürmte nach Oberdeutschland, und fand allenthalben offene Thore. Die Protestanten verehrten ihn als den Retter ihrer Religion, die Katholiken als den Beschützer der deutschen Freyheit und alles jubelte dem neuen Messias zu, der erlösen sollte von allem Uebel. — Karl V. lag zu Innsbruck am Podagra krank, als die Schreckenspost von dem, was Moritz so plötzlich begonnen hatte, ankam; — der Minister Granvella, der kurz zuvor, als ihm eine Warnung zugegangen war, gesagt hatte: „ein dummer Deutscher sey nicht im Stande, einen Plan auszudenken, den er

nicht errathen wollte« — konnte vor Erstaunen kaum zu sich selbst kommen, und der Kaiser mußte sich in einer Sänfte über die Gebürge tragen lassen, wenn er nicht seines bisherigen Freundes Gefangener werden wollte. Ferdinand, der Bruder des Kaisers, der nach Passau geflohen war, erhielt Auftrag, auf jede Bedingung mit Moritzen Frieden zu schließen, und so folgte am 2. August 1552 der berühmte »Passauer Vertrag«, in welchem Karl V. versprechen mußte: »das Vergangene »zu vergeben, zu vergessen, und es niemals zu rächen, — den gefangenen Landgrafen in Freyheit zu setzen, — die spanischen Truppen aus »Wittenberg abzurufen, — die Reichsverfassung »unangetastet zu lassen, — die Religionsfreyheit »der Protestanten anzuerkennen und sich nie mehr »eine Gewaltthätigkeit gegen sie zu erlauben.«

Nach diesem Frieden diente Moritz dem Kaiser wieder gegen die Türken, dann kam er in einen Streit mit den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der in einen förmlichen Krieg ausartete. Bey Sievershausen im Lüneburgischen kam es zu einer Schlacht und in dieser fiel Moritz, indem er durch die Reihen seiner Soldaten sprengte und sie zur

Verfolgung des fliehenden Feindes aufmunterte, von einer Kugel getroffen zur Erde. Zwey Tage nach der Schlacht starb er am 11. Julius 1553 noch nicht volle zwey und dreißig Jahre alt. Er war einer der größten Männer seiner Zeit und wird ohngeachtet seiner Fehler, die man nicht läugnen kann, ruhmwürdig fortleben im Buch der Geschichte.

b.

Pabst Sixtus der Fünfte.

Groß war Moritz von Sachsen, — aber außerordentlich Sixtus der Fünfte. Am 13 December des Jahrs 1521 wurde er im Dorf Montalto in der Mark Ancona geboren, wo sein Vater als gemeiner Weingärtner um Tagelohn arbeitete. Seine Mutter war Dienstmagd und in der Taufe erhielt er den Namen Felix. — Die Armuth seiner Eltern erlaubte nicht, ihn etwas lernen zu lassen, er mußte sich in seinem neunten Jahre entschließen, die Schweine zu hüten. In dieser Beschäftigung wurde er mit einem Franziskaner bekannt, der ihn mit Zustimmung seiner Eltern mit sich nach Ascoli nahm, und ihm in dem dortigen Kloster seines Ordens eine Auf-

nahme verschaffte. Er war so fleißig in Erlernung der Wissenschaften, daß er in seinem 14. Jahr schon in den Orden treten konnte. So bedeutend aber diese Fortschritte waren, eben so sehr wuchs sein Stolz, sein Eigensinn, sein bitterer Witz, mit dem er jedermann beleidigte und seine Unbändigkeit. Nicht leicht konnte er sich in irgend einem Kloster, wohin er versetzt wurde, mit jemand vertragen, und schon um diese Zeit trug er sich mit dem Gedanken, einmal Pabst zu werden, so wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden war, und so sehr man allgemein darüber spottete, wenn er sichs, wie zuweilen geschah, merken ließ, was er für hohe Entwürfe hege. Am Jubeljahr 1550 lief er ohne zu fragen eigenmächtig und ohne von seinen Kloster-Obern Erlaubniß zu haben, nach Rom, wo er an dem Kardinal Carpi einen Gönner fand, der ihm dort eine Predigerstelle verschaffte. Pabst Paul IV. machte ihn zum General-Inquisitor in Venedig, wo er sich aber so übermüthig benahm, daß er entfliehen mußte, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Unter Pius V. wurde er Kardinal, und nun änderte er seine Lebensart, weil er fürchtete, wenn er durch seinen Trotz und seine Heftigkeit überall

anstieße, so werde er nie Pabst werden, das doch das Ziel aller seiner Wünsche war. Er stellte sich demüthig, bescheiden, und sehr gelassen, führte ein sehr eingezogenes Leben, gab, was er entbehren konnte, den Armen, ging nie aus, als in die Kirche, oder zu Geschäften, und hustete und keuchte, als ob ihm der Athem ausgehen wollte. Anfangs hielt jedermann es für Verstellung, wie es denn auch wirklich nichts anders war, und lächelte über ihn, aber da die Komödie, die er vor aller Welt Augen spielte, fünfzehn volle Jahre dauerte, da fing man denn doch an, zu glauben, daß es Ernst sey, und selbst die feinsten Menschen wurden getäuscht. Einmal, bey der Pabstwahl Gregors XIII. war sein Plan mißglückt, aber als auch dieser 1335 starb, da waren die Kardinäle in größter Verlegenheit, wem sie die dreyfache Krone aufsetzen sollten. Es waren nicht weniger, als fünf Partheyen, die sich darum stritten, Montalto — so hieß als Cardinal der ehemalige Franziskanerbruder Felix — hielt sich zu keiner, hustete und keuchte dergestalt fort, daß man ihn im ganzen Konklave hörte, that, als wäre er so schwach, daß er jeden Augenblick sterben könnte, und in seinem Innern ver-

zehrte ihn beynahe das Feuer, mit dem er Pabst zu werden wünschte. Diese Täuschung siegte, denn die Kardinäle, die sich nicht vereinigen konnten, weil keine Parthey der andern nachgeben wollte, fielen endlich auf den Gedanken, den Montalto zu wählen. Der abgezehrte, schwache, alte Mann, (der doch erst 64 war) dessen Husten so fürchterlich sey, der nicht anders, als gebückt zu gehen vermöge, dachten sie, werde es nicht lange machen, und indessen könnte man seine Maßregeln sicherer für die künftige Wahl nehmen. Als man ins Geheim mit ihm unterhandelte, sagte er: ob sie bey Sinnen seyen, einen Mann wie ihn, dessen nahen Tod jeder Vernünftige vor Augen sehe, zum Pabst machen zu wollen? und diese Weigerung war es eben, was sie noch mehr dazu antrieb. Sie wählten und am 24. April 1558 ward Montalto Pabst.

Kaum hatte man seinen Namen als den des Erwählten genannt, so ermannte er sich mächtig. Der gewaltige Husten hatte ein Ende, das alte, gebückte, abgezehrte Gespenst verschwand, warf den Krückenstock weg, und ein kräftiger Mann intonirte mit starker Stimme: Te Deum laudamus! Versteinert, gleich

leblosen Bildsäulen, standen die Kardinäle, wagten es kaum, die Augen aufzuschlagen und einander anzusehen. Die Scham, sich so betrügen zu lassen, drückten sie fast zu Boden, aber — was war zu machen? Es war ohnmöglich, die Wahl zurück zu nehmen, ohne sie in der ganzen Welt Augen zum Possenspiel zu erniedrigen und sich selbst noch lächerlicher zu machen, als man schon war, folglich stimmten die schmälig Hintergangenen mit ein: Te Deum laudamus!

Montalto nahm den Namen: „Sixtus der Fünfte“ an, um das Andenken des Pabstes Sixtus des Vierten zu ehren, der auch Franziskaner gewesen war, und begann nun seine Regierungsgeschäfte. Seine erste Sorge war die Herstellung der allgemeinen öffentlichen Sicherheit, die seither im Kirchenstaat so sehr Noth gelitten hatte. Selbst an seinem Krönungstag, an dem es sonst gebräuchlich gewesen war, alle gefangene Verbrecher zu begnadigen, ließ er vier Banditen öffentlich hinrichten. Ein Richter, der sich nur die mindeste Nachsicht zu Schulden kommen ließ, wurde an einen Schnellgalgen gehängt, und mit Verrenkung der Glieder gestraft. Ein Edel-

mann aus Spoleto wurde geköpft, weil er jemand mit dem Degen gedroht hatte, ein junger Spanier von vornehmer Familie aufgehängt, nur weil er seinen Degen nicht ablegen wollte, welche zu tragen der Pabst verboten hatte, um die vielen Mordthaten zu hindern. — Er verbesserte das Armenwesen, und ließ keinen Müssiggänger aufkommen. Wenn ein Pfarrer ein verlobtes Paar traute, das sich über seine Nahrung nicht ganz bestimmt ausweisen konnte, so wurde derselbe ohne Barmherzigkeit aus Rom gejagt. — Er verschönerte Rom durch Herstellung alter Denkmale, Aufrichtung eines großen ägyptischen Obelisken, der seit undenklichen Zeiten auf der Erde lag, auch wurden unter ihm eine große Menge neuer Kirchen, Kapellen, und andere treffliche Gebäude aufgerichtet. Eines seiner wohlthätigsten Werke war die Einrichtung des berühmten „Sixtinischen Schazes“ — mittelst dessen der Staat nie in eine Geldverlegenheit kommen sollte, indem er auf ewige Zeiten verbot, denselben anders, als in den außerordentlichsten Fällen anzugreifen, und selbst dann ihn wenigstens zur Hälfte zu erhalten. — Anton von Padua und Januarius, der Schutzpatron Neapels, wur-

den unter Sixtus V. Regierung unter die Heiligen versetzt, die Bibel, die man „Vulgata“ nennt, ließ er ins Italienische übersetzen, und gab denjenigen Kardinälen, die meynten, die Ketzer würden dadurch gewinnen, zur Antwort: „Das ist um eurerwillen geschehen, weil ihr Ignoranten kein Latein versteht.“ — Wittwen und Waisen fanden an ihm einen Beschützer, die Gerechtigkeit einen unermüdeten Beförderer, Fleiß und Thätigkeit einen Belohner. Die Klöster mußten ihre verfallene Zucht wieder herstellen, und nur der Tod zernichtete seinen Plan, den ganzen geistlichen Stand mit der von ganz Europa längst gewünschten Verbesserung zu begaben, und so etwas ins Werk zu richten, das bis dahin nicht möglich zu machen schien. Hätte Sixtus Hand dazu anlegen können, er hätte zuverlässig nicht nachgelassen, bis es ihm gelungen wäre. Von seiner Standhaftigkeit war alles zu erwarten, und er hat mehreres zu Tage gefördert, was bis auf seine Regierung unmöglich schien.

Sein letztes Unternehmen war ein Versuch, Neapel zu erobern. Er reiste unter dem Vorwand, die pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen, aber in Wahrheit, um

Vorbereitungen zu jener Eroberung zu machen, nach Terracina, und hier starb dieser große Pabst, nachdem er 69 Jahre gelebt, und nicht ganz fünf Jahre regiert hatte, am 23. August 1590.

c.

Georg Sigmund Seld,
Reichs-Vicekanzler.

Augsburg, das manchen großen Mann gezeugt hat, ist der Geburtsort Selds, der hier am 21. Jänner 1521 zuerst das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein geschickter Goldschmidt und schon über 60 Jahre alt, als ihm dieser Sohn aus zweyter Ehe gebohren ward. — Er hatte das Glück, neben den Söhnen des reichen Raymund Fugger erzogen zu werden, und mit ihnen die Universität zu Ingolstadt zu besuchen. Damals war Seld im eilften Jahr seines Alters. Nach vollendeten akademischen Jahren reiste er mit den Söhnen seines Gönners nach Italien, und Frankreich, und kam als Doktor der Rechte nach Deutschland zurück. Durch die Fugger empfohlen, wurde er von dem pfälzischen und bairischen Hof zum Rath ernannt, und vom letztern bat sich ihn Kaiser Karl V. in seine

Dienste aus. Er setzte sich bey diesem Monarchen in das größte Zutrauen, und es war keine Reichsangelegenheit von dieser Zeit, an welcher Seld nicht thätigen Antheil genommen hätte. Im Jahr 1547 wurde er zu der wichtigen Stelle eines Reichs-Vice-Kanzlers befördert, und kaum hatte er sie erhalten, so fand er Gelegenheit, seiner Vaterstadt Augsburg nützlich zu werden, indem er die Regimentsänderung, die Karl V. nach dem Schmalkaldischen Krieg dort auszuführen beschloß, als Kommissarius leitete: aber nicht so viel Ehre und Freude machte ihm die Einführung des berüchtigten Interims, wodurch Karl die Katholiken so sehr, als die Protestanten, vor den Kopf stieß, weil beyde Theile sich dadurch benachtheiligt glaubten. Ihm trug der Kaiser sogar auf, den gefangenen Kurfürsten von Sachsen zur Annahme desselben zu gewinnen, oder am Ende durch harte Drohungen dazu zu zwingen; allein dieser blieb so standhaft bey dem, was er einmal für Wahrheit erkannt hatte, daß selbst der Reichs-Vice-Kanzler Seld die Fassung verlor; aber auch dieß, was ihm vielleicht nur ein einzigmal begegnete, war unnütz, denn der Kurfürst antwortete:

„Ich kann im Alter die Wahrheit nicht verläug„nen, für die ich so frühe schon gestritten habe. „Um mir auf einige Jahre die Freyheit zu „verschaffen, will ich kein Verräther an der gu„ten Sache werden, um derentwillen ich so „vieles schon gelitten habe, und noch ferner zu „leiden bereit bin u. s. w.“ — So strenge hier Seld verfuhr und auf Befehl seines Herrn verfahren mußte, so lag Unduldsamkeit demohngeachtet nicht in seinem Charakter. Er hing zwar an seiner Kirche, aber er hatte keinen Haß gegen die Glieder anderer, wie er denn überhaupt allgemein das Zeugniß eines guten Menschen für sich hatte. Wer seinen Rath suchte, dem ertheilte er ihn gerne, wer seiner Dienste bedurfte, dem versagte er sie nicht, wenn es anders in seiner Gewalt stand, zu dienen. Er ehrte die Wissenschaften, beförderte ihren Fortgang und in seinem Amt war er unermüdet. Karl V. hieng so an ihm, daß er ihn immer, so auch auf seinen vielen Reisen, begleiten mußte. Auch in den kummervollen Tagen auf, und nach der Flucht von Innsbruck verließ Seld den Kaiser nicht, und half den Passauer Vertrag zu Stande bringen, auch beförderte er den Religionsfrieden vom Jahr 1555, und

arbeitete daran, Karls Wunsch in Erfüllung zu bringen, daß sein Sohn Philipp nach ihm den deutschen Thron besitzen möchte, aber dieß war vergebens, denn die deutschen Fürsten waren dazu nicht geneigt. Vielleicht war dieß eine Ursache, daß Seld, nachdem Karl V. die Kaiserkrone niedergelegt hatte, seine Stelle als Reichs-Vice-Kanzler verlor, denn Ferdinand I. verlieh sie einem andern, aber er setzte ihn wieder in dieselbe ein, als dieser starb, und Seld folgte dem Ruf. Unter dieser Regierung war er nicht weniger thätig, als unter der vorigen, und diente dem österreichischen Hause auch unter Maximilian II. mit großer Treue und Anhänglichkeit.

So geehrt von Fürsten, geachtet in ganz Deutschland und hochgeschätzt von jedem, der geistige Vorzüge zu schätzen wußte, schien Seld einem glücklichen Alter entgegen zu gehen und ein langes Leben zu genießen, aber ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen führte sein Ende schleuniger herbey, als man es bey seiner guten Gesundheit erwartete. Er fiel mit dem Kopf an einen Stein, verwundete sich heftig, und lebte nur noch eine halbe Stunde. Als Maximilian II. von dem Unglück hörte,

sagte er, daß er gern zwey Tonnen Goldes geben wollte, wenn Seld zu retten wäre.

d.

Doktor Marbach.

Von diesem Mann läßt sich nicht sonderlich viel Gutes sagen, wenigstens nichts, das Nachahmung verdiente. — Sein Geburtsort ist Lindau am Bodensee. Er studierte zu Straßburg und Wittenberg, wurde erst Pfarrer zu Jena, dann zu Ißny in Schwaben. Während der ersten Religions-Bewegungen hatten sich am letztern Ort mehrere Anhänger der Zwinglischen Meynung rücksichtlich der Lehre vom Abendmahl eingefunden, welches den Zeloten nicht wenig in Feuer setzte. Er verlangte von dem Rath, sie aus der Stadt zu schaffen, da man aber vernünftigerweise glaubte, es sey so thöricht, als strafbar, daß Menschen sich wegen Verschiedenheit in Glaubenssachen anfeindeten und verfolgten, so legte der Trotzkopf sein Amt nieder, und verließ die Stadt. Jetzt ging er nach Straßburg, wurde dort Professor der Theologie und fand eine bessere Weide. Man duldete nicht nur seine tollen Streitigkeiten mit den Reformirten „über die Gnaden-

wahl,“ sondern entsetzte auch ihm zu Gefallen den ehrlichen Jakob Sturm in seinem sechs und siebenzigsten Jahr seines Amtes, der viele Jahre mit großem Nutzen gearbeitet hatte, um des Verdachts willen, daß er nicht ächt lutherisch sey, sondern sich mehr auf die Seite der Reformirten neige.

e.

Wilhelm Cecil.

Cecil — später Lord Burleigh — war einer der großen Minister, die England gehabt hat. Zuerst diente er unter Heinrich dem Achten, dem er durch einen heftigen Streit, den er mit zwey Geistlichen über die Gewalt des Pabstes gehabt hatte, bekannt wurde, und dadurch den ersten Grundstein zu seinem künftigen Glück legte. Unter Eduard VI. stieg er noch höher, und stund in den wichtigsten Staatsämtern, aber unter der bigotten Maria mußte er froh seyn, geduldet und nicht verfolgt zu werden. Endlich unter der Königinn Elisabeth stieg er bis zur Stelle eines Großschatzmeisters, und war so glücklich, sich in ihrer Gunst zu erhalten, obgleich eine Menge Feinde mit aller Macht dahin arbeiteten, ihn zu stür-

zen. Oft wurde ihm das Leben so sauer gemacht, daß er selbst im Begriff stand, alle seine Würden niederzulegen, und in den Privatstand zurück zu treten; aber Elisabeth, die wohl wußte, was sie an ihm hatte, war nicht zu bewegen, ihm den gebetenen Abschied zu ertheilen. Sie hatte unbeschränktes Vertrauen auf ihn gesetzt, hörte in allen Dingen seinen Rath und befolgte ihn auch fast immer. Seiner Geschäfte waren so viele, daß jedermann erstaunte, daß er damit fertig wurde, und nie in Verwirrung gerieth. Die Ursache davon war, daß er immer ein Geschäft ganz durcharbeitete, und ehe dasselbe vollendet war, nie ein anderes anfieng. Er hob den Handel Englands zuerst zu derjenigen Höhe, von der er sich dann noch höher empor hob, verfaßte die kirchlichen Einrichtungen, erhielt den Frieden, so lange es möglich, verbesserte das Geld, das unter Heinrich und Eduard in seinem Werth so sehr gesunken war, und entdeckte zeitig die gegen Elisabeth und den Staat im Werk begriffenen neuen Verschwörungen. Nebst seinen vielen Staatsarbeiten beschäftigte er sich auch eifrig mit den Wissenschaften, die er ungemein liebte. Unter die Flecken seines mo-

ralischen Charakters rechnet man, daß er die Hinrichtung der Königin Maria von Schottland befördert hat. Indessen ist eine freye Beurtheilung hier sehr schwer, da man billig in Betrachtung ziehen muß, daß ohne dieselbe vielleicht nicht weniger, als Elisabeths eigenes Leben und die Ruhe des Königreichs auf dem Spiele stand.

Cecil war geboren am 3. September 1521 und starb 1598.

12.

Merkwürdige Männer, die im Jahre 1521 gestorben sind.

Wir heben aus ihnen aus den Pabst Leo den Zehnten und den Minister Chievres.

a.

Leo der Zehnte.

Dieser merkwürdige Pabst, unter dessen Regierung nicht nur die Reformation entstand, sondern auch Wissenschaften und schöne Künste im vortrefflichsten Glanz empor blühten, war ein Sohn des berühmten Lorenz von Medici

und wurde am 11. December 1475 in dem prächtigen Florenz geboren. Seine Talente waren ausgezeichnet und äußerten sich schon sehr frühe, daher ihn auch sein Vater schon in den ersten Jugendjahren zum geistlichen Stand bestimmt haben soll. Bereits in seinem siebenten Jahr empfing er die Tonsur und im vierzehnten ward er Kardinal. Der übrige Theil seiner Jugendzeit verfloß nicht sehr angenehm, denn zeitig starb sein Vater, welcher Fall ihn in tiefe Trauer setzte. Unter der heillosen Regierung Alexanders VI. zog er sich, wie manche andere rechtliche Leute, von Rom weg nach Florenz, mußte aber bey dem Einfall Karls VIII. von Frankreich in Neapel entfliehen, unstät umher irren, und erst unter Julius II. kam er wieder nach Rom. Durch die Mehrheit der Stimmen wurde er nach Julius Tod im März des Jahres 1513 zum Pabst gewählt, welche Erhebung er wahrscheinlich seinem bisherigen klugen und anständigen Betragen zu danken hatte. Schon als Kardinal beförderte er Künste und Wissenschaften mit größter Freygebigkeit, als Pabst that er noch viel mehr für sie, und eben dieser Aufwand rieß ihn überhaupt zur Verschwendung

hin, indem seine Prachtliebe fast nicht zu ersättigen war. Um nur Geld zu bekommen, schickte er die Ablaßprediger in alle Lande aus, und machte einen religiösen und einen politischen Mißgriff um den andern. Statt die in vorigen Zeiten in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche mit kluger Hand wegzuheben, ließ er nicht nur alle stehen, sondern vervielfältigte sie wohl gar, als ob die Menschheit noch im Schlamme barbarischer Jahrhunderte steckte, und nicht einsichtsvoller geworden sey, als sie z. B. unter Gregor VII. gewesen war. Dieses ungeschickte Benehmen führte die Reformation schneller herbey, und keiner seiner Bannflüche konnte sie in ihrem Laufe aufhalten. Sie waren auch zu spät erlassen, als daß sie etwas hätten fruchten können, denn da Leo X. die ersten Bewegungen für eine bloße Mönchszänkerey ansah, um die es nicht der Mühe werth sey, sich zu rühren, so verging indessen die beste Zeit, das Werk im Entstehen zu unterdrücken, und als dem Pabst die Augen aufgingen und er nothwendig einsehen mußte, welche Nachtheile seiner Herrschaft drohten, brannte es schon an allen Ecken, und das Feuer war nicht mehr zu löschen. Jetzt ver-

wickelte er sich noch in politische Dinge, er wollte z. B. den König von Frankreich Franz I. aus Mailand und Genua, die Spanier aber aus Neapel vertreiben, Ferrara für den Kirchenstaat erobern — und das päbstliche Ansehen ging darüber verloren, das er so sehr zu erheben bemüht war, aber die Sache auf der unrechten Seite angriff, daß sie nicht gelingen konnte.

Ohne daß es jemand ahnete, rief ihn am 1. December 1521 der Tod von der Schaubühne des Lebens ab. Sein Ende erfolgte so plötzlich, daß er nicht einmal mehr die letzte Oelung bekommen konnte. — Unter seine guten Eigenschaften gehört, daß er eine unpartheyische Gerechtigkeitspflege und eine bessere Polizey in seinen Staaten einführte, das päbstliche Gebiet erweiterte und verschönerte, Freygebigkeit gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige übte, Künste und Wissenschaften unterstützte und selbst Geistesfreyheit, in so weit es seine Verhältnisse als Pabst erlaubten, schätzte und begünstigte, wie er denn selbst dem Dr. Luther, obwohl er ihn bereits durch seine Bulle verdammt hatte, als ihm dieser seine Abhandlung „von der christlichen Frey-

heit" zuschickte, nicht nur freundlich antwortete, sondern sogar Lobsprüche ertheilte.

b.

Wilhelm von Croi, Herr von Chievres.

Es kommt außerordentlich vieles darauf an, wer die ersten Erzieher und Lehrer eines jungen Menschen sind, der einst eine mehr als gewöhnliche Rolle auf dem Welttheater spielen soll. Die ersten Eindrücke, die er durch einen solchen Mann erhält, können in der Folge sein und anderer Glück oder Elend machen. Man darf wahrlich die Stunde segnen, die in dieser Hinsicht einen glücklichen Wurf gelingen läßt. So ein Wurf gelang auch Maximilian I., der seinem Enkel, dem nachmaligen Kaiser Karl V., den Herrn von Chievres, einen Niederländer, zum Hofmeister gab. Er besaß alle Geistesgaben, die dazu nothwendig waren, und widmete sich seinem Beruf mit großer Treue. Unter ihm war Adrian von Utrecht, der nachmalige Pabst Adrian VI., Lehrer des Prinzen, dem dieser Zeit Lebens dankbarer Schüler blieb.

Außerdem daß Chievres zu Karls Bildung unmittelbar Vieles beytrug, that er

noch ungemein viel für denselben. Er verschaffte ihm die spanische Krone, die ihm Ferdinand V. entziehen wollte; er würkte außerordentlich zu Erlangung des deutschen Kaiserthrons, und darum bewies ihm auch Karl das größte Zutrauen. Er war es, der eine Verbindung mit Frankreich unterhandelte, welche einen zwischen diesem Königreich und den Niederlanden drohenden Krieg auszubrechen hinderte. Er begleitete Karln nach Spanien, und nur was er wollte, durfte geschehen, doch steht dahin, ob es immer das Beste war, denn so viel ist gewiß, daß Chievres vorzüglich dahin arbeitete, den jungen König den Niederländern zu erhalten, und die Liebe für Spanien nicht zu tiefe Wurzeln schlagen zu lassen. Dieses Königreich war dem allmächtigen Minister nur in so ferne werth, als vieles Geld daraus gezogen werden konnte, an das er eine nur zu große Anhänglichkeit hatte.

Die Spanier merkten bald, welchen Einfluß Chievres auf den König habe, und haßten ihn, weil sie zu stolz waren, sich von einem Niederländer regieren zu lassen. Daher glauben viele, sein Tod, der ihn auf dem berühmten Reichstag zu Worms überraschte,

dürfte ihm von dort aus zugeschickt worden seyn, wiewohl auch andere Ursachen möglich sind, z. B. daß er sah, Karl fange an selbstständig zu handeln und der alte Lehrer überflüssig und auf die Seite gesetzt zu werden, welches so oft das Loos ausgearbeiteter und im Staatsdienst grau gewordener Männer gewesen ist und noch jetzt ist. Hatte Carl den Kardinal Ximenes, der es warlich gut mit ihm meynte, durch Zurücksetzung gemißhandelt, warum sollte dieses nicht Chievres ebenfalls haben wiederfahren können, und der Verdruß darüber sein Ende schneller herbeygeführt haben, wie es der Fall mit dem Kardinal gewesen ist.

Das Jahr 1621.

1.

Bestrafung der gegen Ferdinand II. aufgestandenen Böhmen.

Mit Ende des Jahrs 1620 stund Ferdinand II. als Sieger in dem wider ihn aufgestandenen Böhmen. Friedrich V. von der Pfalz, der die Unvorsichtigkeit begangen hatte, sich zum König dieses Landes wählen zu lassen, war aus dem Feld geschlagen und verjagt, und nun hatte Ferdinand nichts angelegeneres zu thun, als den Aufrührern seine Rache empfinden zu lassen. Das erste war, daß er die Jesuiten, die man aus dem Reich getrieben hatte, wieder einführen ließ, dann befahl er dem Statthalter von Böhmen, Karl von Lichtenstein, alle, die an der Empörung Theil gehabt hatten, gefangen setzen zu lassen. Dieses Schicksal traf acht und vierzig Personen. Einige dreißig waren aus dem Land ge-

flohen, und diesen setzte man eine Frist von sechs Wochen an, persönlich zu erscheinen, die Prediger aber, welche entweder zu den Kalvinisten, oder zu den Gemeinden der böhmischen Brüder gehört hatten, mußten binnen drey Tagen das Königreich meiden. Die Gefangenen wurden nun von einer eigenen Kommission verhört, am 21. Junius aber auf einer vor dem altstädter Rathhaus errichteten, und mit schwarzen Tüchern behängten Bühne hingerichtet; Einige enthauptet, nachdem ihnen zuvor die rechte Hand abgehauen ward; Andere, denen man erst die Zunge aus dem Hals geschnitten hatte, wurden geviertheilt, Andere gehängt, ein Theil der weniger Schuldigen mit Ruthen gehauen und des Landes verwiesen, die Güter der Hingerichteten wurden eingezogen, und nur so viel davon ausgenommen, was das Eingebrachte ihrer Frauen betrug. Einkerkerungen auf Lebenslang, oder doch auf mehrere Jahre waren das Loos derer, deren Urtheile nicht auf Leibes- oder Lebensstrafen giengen. Die Namen derer, die auf die geschehene Vorberufung sich nicht stellten, wurden auf schwarze Tafeln geschrieben, und durch den Scharfrichter an den Galgen gehängt.

2.

Kurfürst Friedrich von der Pfalz wird in die Acht erklärt.

Friedrich von der Pfalz, dessen wir in Nro. 1. gedachten, hatte das Unglück, die Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag zu verlieren. Er hatte Ursache, von seiner Armee alles zu erwarten, und Ferdinand II. würde schwerlich Sieger geworden seyn, wenn nicht die Pfälzer unglücklicherweise verrathen worden wären, dessen man den Fürsten Christian von Anhalt und den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe beschuldigte. Die Schlacht hatte kaum eine Stunde gedauert, so war sie verloren. Der unglückliche Fürst, der sich der Königskrone nur sehr kurze Zeit freute, nemlich seit dem 21. Oktober 1719, entfloh, wollte er nicht seinem erbitterten Feind in die Hände fallen, mit seiner Gemahlin nach Breslau, und weil er da nicht lange seine Sicherheit fand, nach Berlin; endlich aber nach Holland zu dem Prinzen von Oranien. Ferdinand verfolgte ihn auf der Flucht und ließ ihn am 12. Jänner 1621 sammt seinen Anhängern in die Reichsacht erklären, welche zu

vollstrecken für die Oberpfalz der Herzog von Baiern, in der Unterpfalz aber der General Spinola Aufträge bekamen. In der kürzesten Zeit wurde die Oberpfalz von den Baiern erobert, und dem Kurfürsten auch seine übrigen angeerbten Länder entrissen, so daß er keine Hoffnung mehr hatte, sie jemals wieder zu erhalten. Diese Achtserklärung machte großes Aufsehen, da sie ohne Vorwissen und Mitwirkung des kurfürstlichen Kollegiums geschehen war, ja, ohne daß der flüchtige Friedrich zuvor nur gehört worden war. Der Kaiser wollte seinen vorschnellen Schritt zwar damit entschuldigen, das Verbrechen des Kurfürsten sey zu notorisch, als daß erst ein weitläufiger Achts-Prozeß nöthig wäre, um ihn zu verurtheilen; allein die Kurfürsten waren mit dieser Erklärung nicht zufrieden, wiewohl sie, was vorgegangen war, nicht mehr ungeschehen machen konnten. Indessen schrieben sie sichs hinter das Ohr, und bewahrten ihre Rechte in künftigen kaiserlichen Wahl-Kapitulationen.

3.

Die Belagerung von Montauban.

In Frankreich entzündete sich im Jahr 1620 ein heftigerer Bürgerkrieg, als je zuvor einer gewesen war. Ludwig XIII. hatte das Fürstenthum Bearn, das seiner Familie erblich gehörte, mit der Krone Frankreich vereinigt. Hier waren zuvor keine Katholiken, er aber wollte die katholische Religion einführen, und die Kirchenländereyen, ganz gegen die Zusicherung Heinrichs IV. der Geistlichkeit in die Hände spielen. Dieß kränkte die Reformirten, sie ahneten eine nahe Gefahr für ihre Religionsfreyheit, geriethen in große Unruhe und versammelten sich, um ein drohendes Unglück wo möglich abzuwenden, zu Rochelle, ohngeachtet es der König ausdrücklich verboten hatte. Hier wurde — da sie sich überzeugt hatten, daß man nur ihr Verderben wolle — verabredet, eine Republick zu errichten, ihre bürgerliche und religiöse Freyheit, nach dem Beyspiel, welches die Niederländer gegeben hatten, aus allen Kräften zu vertheidigen und Rochelle zur Hauptstadt des neuen republikanischen Staates zu machen. Der Konnetable

Luine's, so unwissend als einbildisch, meynte, diese furchtbare Parthey im Augenblick unterdrücken zu können, und griff deßhalb plötzlich zu den Waffen. Nebenbey suchte er durch Ränke zu gewinnen, was sich durch Gewalt nicht ausrichten lassen wollte. Verschiedene Häupter der Reformirten, unter andern auch der Herzog von Bouillon, wurden durch Geld und glänzende Versprechungen gewonnen, und von ihrer Parthey abgezogen. Einige kleine Städte waren bald überwältigt und nun versuchten es 1621 der König und Luine's, Montauban zu belagern. Die königliche Armee war fünf und zwanzigtausend Mann stark, überdieß durch die Gegenwart des Königs zu Muth und Tapferkeit angeführt. Dennoch half es nichts; der Marquis de la Force vertheidigte den Ort mit hoher Geistesgegenwart; König Ludwig und sein Liebling mußten den Gedanken, Montauban in ihre Gewalt zu bekommen, aufgeben. Der Letztere starb bald nach diesem schimpflichen Zuge.

4.

Vorbereitung zur Entstehung der Hofs- und Volkspartheÿ in England.

Jakob I., König von England, war voller Unwillen gegen die Böhmen, weil sie sich gegen Ferdinand II. empört hatten. Aus diesem Grund wollte er nicht nur den böhmischen Protestanten, die ihn darum anriefen, keine Hülfe leisten, sondern war auch nicht zu bewegen, seinen Schwiegersohn, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, als König anzuerkennen, das einzige wünschte er, daß demselben die pfälzischen Länder wieder zurückgegeben werden möchten und um leichter dazu zu gelangen, wollte er seinem Sohn eine spanische Prinzessin zur Gemahlin geben. Nicht so, wie er, dachten die vornehmsten Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Sie sahen die unverhältnißmäßige Macht Oesterreichs der Freyheit Europens gefährlich werden, sahen die katholische Religion in England sich immer mehr ausbreiten, und machten daher ihrem Könige Vorstellungen, 1) zum Vortheil seines Schwiegersohns die Waffen zu ergreifen, 2) den

Fortschritten der katholischen Religion in England Einhalt zu thun, und drittens bey der Vermählung des Prinzen Karl auf eine protestantische Prinzessin zu denken. Jakob war darüber sehr entrüstet und meynte, die Mitglieder des Unterhauses hätten ihm in seiner Regierung nichts einzureden, das er dem Sprecher des Hauses schriftlich zu erkennen gab. Die Mitglieder hatten das nicht erwartet, führten deßhalb eine noch stärkere Sprache und erklärten rund heraus: „sie seyen berechtigt, in allen Regierungsangelegenheiten Rath zu geben, und eine vollkommene Freyheit bey ihren Reden und Berathschlagungen sey ihr altes unbezweifeltes Recht; eine Erbschaft, die ihnen ihre Vorfahren hinterlassen hätten.“ Der König wollte es nur als Gnade angesehen wissen, was die Stände als Recht betrachteten. Er sprach von „Schranken, in denen sie sich zu halten schuldig wären, und dann wolle er für ihre gesetzmäßige Freyheit sorgen, wie er seine eigenen Rechte ebenfalls nie aus den Augen verlieren werde.“ — Diese Aeußerung schien dem Unterhaus nicht wenig gefährlich. Daß es seine Vorrechte bloß aus Gnaden und Huld der Könige haben sollte, empörte alle

Mitglieder desselben und darum antworteten sie folgendermaßen: „Die Freyheiten, Berechti-„gungen und Privilegien sowohl, als die Ge-„walt des Parlaments, sind ein altes unge-„zweifeltes, angebornes und Erbrecht der „englischen Unterthanen, und die wichtigen und „dringenden Angelegenheiten, welche den Kö-„nig, den Staat und die Vertheidigung des „Reichs und der Kirche betreffen, gehören nebst „der Aufrechthaltung und Gebung der Gesetze, „und der Abhelfung der täglich im Reich zu „führenden Beschwerden ganz eigentlich vor „das Parlament, und müssen von diesem unter-„sucht und erwogen werden. Bey Verhandlung „und Beendigung dieser Gegenstände hat jedes „Mitglied des Hauses zu sprechen, Vorschläge „zu thun, zu untersuchen, seine Meynung ab-„zugeben, zu den Beschlüssen zu stimmen. Und „diese Freyheit kommt uns von Rechtswe-„gen zu.“

Auf diese Art war der große Streit über die Privilegien und Vorrechte zwischen dem König und dem Parlament eröffnet, der das Entstehen der Hof- und der Volkspartheï nach sich zog, und so lange Zeit die Zungen, die Federn, und selbst das Schwerd der ein-

sichtsvollsten und thätigsten Männer der Nation beschäftigt hat.

5.

Entstehung der holländisch-westindischen Kompagnie.

Nachdem die Niederländer das Joch Spaniens abgeworfen hatten, und eine selbstständige Nation geworden waren, fingen die Kaufleute des Landes an, nach höhern Dingen zu streben, und suchten ihre Handlung immer mehr auszubreiten. Bald hatten sie sich der Handlung von Lissabon hemächtigt, wo sie die Waaren Indiens einkauften, um sie dann in ganz Europa umzutreiben. Aber der König von Spanien, Philipp II., verbot, nachdem er sich Portugals bemächtigt hatte, im Jahr 1594 den neuen Unterthanen allen Verkehr mit seinen Feinden, den Niederländern. Durch dieses Verbot hoffte er die Niederländer zu schwächen, aber er betrog sich, denn sie wurden dadurch nur noch reicher und mächtiger. Sobald sie nemlich von dem Hafen von Lissabon durch despotische Gewalt ausgeschlos-

sen waren, und nun die Erzeugnisse ferner Länder nicht mehr in der Nähe erhalten konnten, so zwang sie die Nothwendigkeit, sich solche nun aus erster Hand zu verschaffen, und ihre Flagge auf allen Meeren wehen zu lassen. Schnell entstand eine ostindische Handels-Compagnie und nach Ausgang des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien im Jahr 1621 auch eine westindische. Die Niederländer sahen ohne Schwierigkeit ein, daß die spanischen Reichthümer sich nirgend anders herschrieben, als aus Amerika, namentlich aus Mexiko und Peru, deßgleichen aus Brasilien, und so richtete sich ihr Augenmerk sogleich auf diese Länder. Die Hoffnung Reichthümer zu erwerben, und der Wunsch, dem feindlich gesinnten Könige wehe zu thun und den Plan zu verrücken, den das oben angeführte Gesetz durchtreiben sollte entstund eine „Westindische Compagnie.“ Sie erhielt sehr wesentliche Vorrechte, unter andern: „daß innerhalb vier und zwanzig Jahren niemand, als die Verbundenen der Gesellschaft, berechtigt seyn solle, vom Tropikus Caukri an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, sodann gegen Morgen und Abend in ganz Amerika auf der Ost- und Westseite und

den Inseln auf der Nord= und Süd=Seite bis Neu=Guinea zu schiffen, zu handeln und wandeln befugt seyn sollte.« Der erste Fond dieser Gesellschaft war achtzig Tonnen Goldes, und sie machte vortreffliche Vorschritte, denn sie nahm den Spaniern und Portugiesen Brasilien weg, so wie die um Amerika her liegenden Inseln, obwohl sie später diese Besitzung wieder verlor.

Da es gegenwärtig nur um den Zeitpunkt der Entstehung dieser holländisch=westindischen Gesellschaft zu thun ist, so enthält sich der Verfasser, ihre weitern Schicksale zu erzählen, welches hier zu weit führen würde.

6.

Münzverwirrung in Deutschland.

Obwohl schon in Deutschlands frühesten Zeiten auf die Beschaffenheit des Münzwesens große Aufmerksamkeit gewendet wurde, so konnte man es doch nicht hindern, daß der menschliche Eigennutz damit ein heilloses Spiel trieb. Zwar bestunden eigene Münzmeister, die in öffentlichen Pflichten standen und damit gar kein Betrug sollte obwalten können, setzte

man ihnen die sogenannten Hausgenossen an die Seite, die für den Einkauf der Metalle, den richtigen Gehalt der neu geprägten Münzen, besonders aber für die Einwechslung geringhaltiger Münzsorten und deren Einschmelzung sorgen sollten; aber alles das half nichts gegen die Sucht zu betrügen. Man gab auf den Reichstagen die schärfsten Gesetze gegen diesen Wucher, z. B. daß einem Münzer, der zwölf oder mehr falsche Pfenninge ausgeben würde, die Hand, demjenigen aber, der sich unterstände, ein halbes Pfund auszugeben, der Kopf abgehauen werden sollte. Selbst die Todesstrafe war nicht hinlänglich, Betrüger zu warnen. Manche wagten es, die Gesetze zu übertreten, und verloren darüber unter der Hand des Nachrichters das Leben. Aber nie war die Münzverwirrung in Deutschland größer, als eben zu der Zeit, da der Krieg in Böhmen nach der Wahl Friedrichs von der Pfalz zum Könige dieses Landes bereits in voller Flamme tobte, besonders in den Jahren 1621 und 1622. Ferdinands des II. falscher Religionseifer hatte allgemeine Sorge erzeugt, das deutsche Reich gerieth in große Verwirrung und Unruhe, und man mußte fürchten, daß

dessen Lage in Kurzem noch bedenklicher werden möchte. Um diese Zeit also standen Wucherer auf, oder wie man sie im gemeinen Leben nannte: „Kipper und Wipper“ — die alle groben Münzsorten an sich brachten, einschmolzen, geringere unterschoben, die in der Schweitz und anderswo geprägt wurden, und so in kurzer Zeit den Thaler zu einer bisher nie erhörten Höhe hinauf steigerten. 1621 im Monat März galt er 2 fl. 30 kr., im April 2 fl. 36 kr., im Mai 2 fl. 48 kr., im Junius 3 fl. 6 kr., im Julius 3 fl. 15 kr., im August 4 fl., im September 4 fl. 30 kr., im Oktober 5 fl., im November 5 fl. 30 kr., und im December gar 6 fl. 30 kr. Am allerhöchsten stand der Reichsthaler im Februar des Jahrs 1622, nemlich auf 10 fl. *) und nun gieng es stufenweise wieder herab, bis endlich im Julius 1623 der wahre Werth von 1 fl. 30 kr. wieder eintrat.

Es läßt sich denken, welch eine große Noth durch diese Geldkipperey entstanden sey. Alle Lebensmittel, auch die unentbehrlichsten, wurden dergestalt in die Höhe getrieben, daß sie

---

*) An manchen Orten wohl gar auf 15 fl.

beynahe nicht mehr zu zahlen waren. Wer von seiner täglichen Einnahme leben mußte, konnte die Ausgaben entweder gar nicht, oder doch nur mit harter Mühe bestreiten, und so auch jene, die von ihren Renten lebten; diese kamen in ihrem Vermögen mit jedem Tag zurück, und wären arm geworden, wenn dieser Wucher noch lange gedauert hätte. Wer Gelder ausgeliehen hatte, mußte es jetzt mit großem Verlust zurücknehmen, und sichs nach dem hohen Werth bezahlen lassen; wer aufzunehmen genöthigt war, sollte in der Folge das geborgte Kapital mit Schaden abzahlen. So entstanden nach hergestellter Ordnung eine Menge kostspieliger Prozesse über die Frage, in welchen Sorten und in welchem Werth aufgeborgte Kapitalien zurückbezahlt werden müßten. Andere dagegen, die zuvor wenig oder kein Vermögen besessen hatten, wurden durch den Wucher reich. Selbst städtische und herrschaftliche Beamte trieben ihre Pflichtvergessenheit so weit, daß sie von den eingenommenen Gefällen die gute Münze gegen schlechte verwechselten und somit sehr bedeutenden Nachtheil veranlaßten. Lange wollte kein Mittel anschlagen, diese Pest zu vertilgen, bis sie

endlich glücklicherweise nach und nach wieder aufhörte.

7.

Anfang des neuen Kriegs zwischen Spanien und den Niederlanden.

Philipp II., König von Spanien, entschlossen, ganz uneingeschränkt über die Niederlande zu regieren, begieng die Unvorsichtigkeit, spanische Truppen in das Land zu legen, das schon sein Vater, Kaiser Karl V., wegen seiner wüthenden Religionsverfolgungen sehr erbittert und in die höchste Spannung gesetzt hatte. Diese Truppen ahneten vielleicht, daß sie zur Züchtigung und Beschränkung der Niederländer da seyen, und so erlaubten sie sich alle Ausschweifungen, im Wahn, daß niemand der Eingebornen sie deßwegen zur Verantwortung ziehen dürfe. Der König verfolgte überdieß jeden, der sich zum Protestantismus bekannte, mit der ungeheuersten Strenge und ließ des unschuldigen Blutes in Menge fließen. Dieses harte Verfahren erbitterte aufs höchste. Der Adel und die reichsten protestantischen Kaufleute schloßen einen Bund zu ihrer Vertheidi-

gung und schwuren, einander gegen alle fernere Kränkungen beyzustehen. Willig traten die niederländischen Katholiken dem Bunde bey, denn es galt nicht bloß das Bekenntniß der lutherischen Religion, sondern die Frage war: ob man es sich gefallen lassen müsse, eine Inquisition eingeführt zu sehen, übermäßige Abgaben zu entrichten, und die Mißhandlung der Landesunterthanen durch fremde Truppen zu dulden. Es erschien nun, von Philipp II. gesandt, der blutdürstige Herzog von Alba, der es ruhmwürdig fand, achtzehntausend Personen der Religion wegen durch den Henker hinrichten zu lassen, aber eben durch seine Grausamkeit es dahin brachte, daß das Land aufstand, die Waffen ergriff, und sieben Provinzen sich von der spanischen Herrschaft losrissen. Mit dem 26. Julius 1581 hatte Philipp allen seinen bisherigen Einfluß rein verloren.

Zwar wendete Spanien alles an, den durch die Provinzen Holland Geldern Seeland, Utrecht, Frießel, Oberyssel und Gröningen aufstrebenden Freystaat zu vernichten, aber umsonst, die Erbitterung war gegen dasselbe zu groß, und die Staaten konnten sich zu sehr auf Englands Hülfe

verlassen. Jede Kraft war umsonst angestrengt, eine bedeutende Anzahl von Millionen vergebens vergeudet. Da war nun nichts übrig, als Frieden, oder wenigstens Waffenstillstand zu schließen, und letzteres geschah unter Philipp III. auf zwölf Jahre im Jahre 1609. Als aber Philipp in eben dem Jahr starb, in welchem der Waffenstillstand zu Ende gieng, (1621) und die Niederländer durch keine Vorstellung zu bewegen waren, wieder zum alten Gehorsam zurück zu kehren, so brach der Krieg von neuem aus. Erst im Frieden von Münster 1648 entschloß sich Spanien, die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anzuerkennen.

8.

Friede zwischen Polen und den Türken.

Die Fürsten der Moldau und Wallachey wollten vom Hof zu Konstantinopel schlechterdings keine Befehle mehr anehmen, und hofften, daß sie unter der Regierung des erst zwölf Jahre alten Sultans Osmans II. sich un-

abhängig zu machen im Stande seyn dürften. Die Polen unterstützten sie kräftigst, und da dieß nicht verborgen bleiben konnte, so machte Osmann plötzlich mit den Persern, mit denen er in einen bedenklichen Krieg verwickelt war, Frieden, und griff dagegen die Polen an. Anfangs geschah wenig oder gar nichts entscheidendes, aber auf einmal stand der Sultan mit einer Armee von viermal hundert tausend Mann auf dem Schauplatz, die der polnische Prinz Wladislaus an den Grenzen der Moldau mit großer Herzhaftigkeit erwartete. Sechzigtausend Türken machten den ersten Angriff, wurden aber dreymal mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Diesen Angriff erneuerten wenige Tage später mehr denn hunderttausend Mann, aber umsonst. Zwanzigtausend wurden auf den Wahlplatz hingestreckt, zehn Kanonen, und viele andere Sachen fielen den Siegern in die Hände, zwey Bassen wurden gefangen, aber auch die Polen verloren viele Leute. Die letztern wurden auch durch die Tartarn in große Verlegenheit gesetzt, denn ob sie gleich Sieger auf dem Schlachtfelde blieben, so schnitten ihnen dagegen diese von allen Seiten die Zufuhr ab, so daß

sie am Ende hätten genöthigt werden können, auf jede auch die unangenehmste Bedingung Frieden zu machen. Sie hielten es daher auch, wie natürlich, für das kleinere Mißgeschick, mit dem Sultan sich in Unterhandlungen einzulassen, dem es ebenfalls nicht unangenehm war, weil die Kälte (es war schon im October) nicht mehr erlaubte, im Felde auszuharren, so wie die von der türkischen Armee ganz eingeschlossenen Polen vor dem Hungertod keine Rettung mehr sahen. Seuchen waren bereits unter ihnen eingerissen, die mehrere tausend Soldaten dahin rafften, auch wurde der Mangel des Futters für die Pferde so groß, daß man einen Scheffel Eichenlaub mit einigen, den Scheffel Haber aber mit zehn polnischen Gulden — eine damals nie erhörte Summe — bezahlte. Sie sahen ihr unausweichliches Verderben vor Augen und waren froh, wenigstens des wohlfeilsten Kaufes los zu kommen. Sie boten die Hand zum Frieden, die von türkischer Seite willig angenommen wurde. Osmann verlangte nichts, als im Besitz von der Moldau und der Festung Chotzim zu bleiben, und das wurde ohne Bedenken zugestanden. Man war sehr zufrieden, daß der

Sultan für seine großen Aufopferungen und den ungeheuern Verlust, den er an Volk, Geschütz und anderm erlitten hatte, nicht noch mehr foderte.

9.

Merkwürdige Männer, welche im Jahre 1621 gestorben sind.

a.

Philipp III. König von Spanien.

Philipp III., geboren am 18. April 1578, war ein eigentlicher Theater-König, er saß gegen 23 Jahre auf dem spanischen Thron, aber die wirklichen Regenten waren der Herzog und nachherige Kardinal von Lerma und dessen Sekretär Rodriguo de Calderone. Schon unter seinem Vater, Philipp II. einem Sohn des Kaisers Karl V., gieng Spaniens Glück sehr bergab, denn er führte mehrere unglückliche Kriege, namentlich einen mit den Niederlanden, der allein 564 Millionen kostete, dann mit der Königin Elisabeth von England, deren Reich er mit einer sogenannten „unüberwindlichen Flotte“ erobern

wollte, die aber theils durch Stürme, theils die Tapferkeit der Engländer übel zertrümmert nach Haus geschickt wurde. In den Niederlanden entstand wegen der Härte, mit welcher sie besonders in religiöser Hinsicht behandelt wurden, ein Aufstand, *) den der grausame Herzog von Alba dämpfen sollte, aber nur Oel ins Feuer goß, denn er ließ innerhalb sechs Jahren nicht weniger als achtzehn tausend Menschen als Ketzer hinrichten. Philipps Sohn und Enkel erbten diesen Krieg, denn er währten über achtzig Jahre.

Pilipp III., von dem gegenwärtig die Rede ist, trat 1598 die Regierung an. Sein Günstling vergab Würden und Ehrenstellen nur an Leute, denen er wohl wollte, sie mochten nun dazu taugen oder nicht. Er schwelgte in der Hauptstadt, indessen es bey der niederländischen Armee nicht selten an Geld fehlte, die Soldaten keinen Sold bekamen, dafür aber unmuthig wurden, und in großer Anzahl zu dem Feind übergiengen. Durch solche Ereignisse nahm der Krieg für die Krone Spaniens eine

---

*) Man sehe die siebente Nummer.

so ungünstige Wendung, daß der König einen zwölfjährigen Waffenstillstand einzugehen für nöthig fand, in welcher Zwischenzeit aber die Niederländer so erstarkten, daß sie in der Folge ihre Unabhängigkeit um so leichter erkämpften. Mit Jakob I. von England schloß Philipp einen Frieden, der wenig Vortheil abwarf, und ob er gleich viele tausend unzufriedene Spanier nach Amerika auswandern sah, begieng er doch den unpolitischen Streich, durch die Vertreibung der Mauren der Bevölkerung seines Reichs die empfindlichste Wunde zu schlagen. Ihre Industrie und ihr Kunstfleiß hatte zuvor Spanien bereichert, nun verstopften die Bigotterie des Königs und der Fanatismus der Geistlichkeit diese Goldquelle, wofür die Spanier nichts hatten, als das Vergnügen, ihr Land von Unglaubigen gereinigt zu sehen; aber was sie durch Entziehung so vieler arbeitsamer Hände leiden würden, das — sahen sie nicht. Noch der Entvölkerung nicht genug, mischte sich Philipp III. Oesterreich zu Gefallen in den ausbrechenden deutschen Krieg, und dieß war der letzte Fehler einer unklugen Regierung, den Philipp gemacht hatte. Zwar bedauerte er am Ende seines Lebens, das den 31. März 1621

erfolgte, daß er sein königliches Amt so schlecht verwaltet, und zu großem Nachtheil des Reichs und seiner Unterthanen dem Duca di Lerma zu viel überlassen und der Geistlichkeit zu viele Nachsicht bezeugt habe; aber dieses Bedauern machte die Sache nicht besser und stellte das Versäumte nicht her. Was geschehen war, konnte keine Reue mehr ändern und die spanischen Angelegenheiten waren bey Philipps Tod in einer solchen Verwirrung, daß Philipp IV., sein Sohn, wenn er auch selbst mehr gewesen wäre, als er war, doch nur wenig zum Besten des Königreichs thun konnte.

b.

Don Calderone.

Rodrigo Calderone, ein Spanier, dessen wir eben bey Philipp III. gedacht haben, war von niedriger Geburt, aber einem sehr gewandten Kopf und einschmeichelndem Benehmen. Durch diese Vorzüge setzte er sich in die Gunst des allgewaltigen königlichen Günstlings, Duca de Lerma, und stieg von der Stelle eines gewöhnlichen Schreibers bis zum nächsten nach dem Minister empor. Statt

sein Glück mit Bescheidenheit zu genießen, wurde er übermüthig, gewaltthätig, heftig, behandelte jeden, der unter ihm stand, mit Härte und wegwerfender Verachtung und zog sich so den allgemeinen Haß zu. Es schien ihm unmöglich, von seiner Höhe wieder herabsteigen zu müssen, obwohl ihn die Geschichte hätte belehren können, daß das gar leicht geschehen könnte. Die Erfahrung ersetzte aber nur zu bald das, was ihm an weisem Nachdenken fehlte, denn auch sein großer Gönner Lerma hatte das Schicksal, das schon so manchen Minister ereilte, er wurde gestürzt. Freylich hüllte er sich in den Purpur der Kardinalswürde und blieb wenigstens vor persönlichen Angriffen sicher, aber ein desto schlimmeres Loos wartete auf Calderone. Zu seinen eigenen Sünden, worunter nicht die geringste war, daß er in einem jährlichen Einkommen stund, das sich wenigstens auf zweymal hunderttausend Dukaten belief, warf man auch die Sünden, die der Kardinal begangen hatte, und den man wegen seiner hohen geistlichen Würde sich nicht zur Verantwortung zu ziehen wagte, auf seinen Nacken. Calderone wurde beschuldigt, den König betrogen, verdiente Männer gemordet,

überhaupt aber zweyhundert und fünfzig Verbrechen verschiedener Art begangen zu haben. Sein Beschützer Philipp III. lebte nicht mehr, daher wurde er eingekerkert, und am 20. Oktober 1621 enthauptet.

c.

Johann Arnd.

Es waren einst wenige Häuser protestantischer Christen, in denen man nicht die Erbauungsbücher dieses Mannes fand. Das „wahre Christenthum“ und das „Paradiesgärtlein“ waren die täglichen Handbücher von Tausenden, noch im achtzehnten Jahrhundert vielmals gedruckt und häufig verkauft, und sind sie gleich jetzt veraltet, kann man sie schon von Mysticismus und Schwärmerey nicht ganz frey sprechen, so thaten sie doch zu ihrer Zeit unendlich viel Gutes, und gewährten einer großen Menge Menschen Ueberzeugung im Glauben, Trost in Leiden, Hoffnung und Beruhigung auf dem Sterbebette. Der Verfasser war ein wahrhaft ehrwürdiger und ächt frommer Mann. Er studierte in seiner Jugend mit großem Fleiße auf den Akademien zu Helmstädt, Wittenberg, Basel und Straßburg, wurde

zuerst Diakonus in seiner Vaterstadt Ballenstädt, dann Pastor zu Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben, endlich aber Generalsuperintendent in Celle, und hier starb er auch am 11. Mai 1621. Wegen seines Buchs „vom wahren Christenthum“ mußte er harte Verfolgungen über sich ergehen lassen, ertrug sie aber mit großem Muth und christlichem Sinn. Dieses Buch, so wie das „Paradiesgärtlein,“ ist in die meisten lebenden Sprachen übersetzt worden. Von dem letztern hat man einst Wunderdinge erzählt. Z. B. daß es mehreremale im Feuer gelegen, und doch nie verbrannt sey; ein Umstand, der sich ohne Wunder zutragen kann, denn ein Buch darf nur in einen dicken ledernen Band gebunden, und mit messingnen Schließen versehen seyn, wie vor Zeiten gar oft gemacht wurden, so kann ihm das Feuer nicht so leicht schaden. Es ist übrigens allezeit lächerlich, aus einem solchen zufälligen Umstand ein Wunder zu machen, denn gewiß sind in Kriegen, Feuersbrünsten ꝛc. viele tausend Bibeln zu Grunde gegangen, ungeachtet die Bibel ungleich größern innern Werth hat, als ein Arnd'sches oder irgend ein andres Erbauungsbuch. — Zu Arnds vorzüglichen Charakter-

zügen gehört unter anderm auch eine seltene Wohlthätigkeit gegen Nothleidende, denn er gab nicht nur gerne, sondern oft sogar mehr, als seine Einkünfte abwarfen, und er würde lieber selbst gedarbt, als einen Armen unerquickt von seiner Thüre gewiesen haben.

d.

General Bucquoi.

Unter den Feldherren des Kaisers Ferdinand II. war Karl Bonaventura von Longueval, Graf von Bucquoi, einer der geschicktesten. Er war von Geburt ein Niederländer und stund erst in spanischen, dann in kaiserlichen Kriegsdiensten, und war es eigentlich, der die entscheidende Schlacht bey Prag am 8. November 1620 gewann, in welcher Kurfürst Friedrich von der Pfalz die böhmische Königskrone, die Kurwürde und alle seine Länder verlor. Wäre Mäßigung im Charakter des siegenden Feldherrn gelegen, so würde tausendfaches Elend weniger erfolgt seyn, aber obgleich die Stadt Prag von einer Plünderung verschont blieb, so ging es dafür sonst in Böhmen desto fürchterlicher und grausamer zu, und ein Greuel der Verwüstung

folgte dem andern. Aus Böhmen wurde Bucquoi nach Ungarn gegen den Fürsten Bethlen Gabor geschickt. Er belagerte Neuhäusel und fand hier das Ziel seiner Thaten, denn er wurde durch Kriegslist von der Besatzung näher gelockt, dann aber angegriffen und mit sechzehn Wunden getödtet.

e.

Kardinal Bellarmini.

Robert Bellarmini, geboren zu Montepulciano im Toscanischen, war unter drey päbstlichen Regierungen, Sixtus V., Gregors XIV und Klemens VIII. ein Mann von Wirksamkeit und Einfluß; der Letztere machte ihn zum Kardinal. Er diente dem päbstlichen Hofe mit großem Eifer und war ein gewaltiger Feind aller derer, die nach den Begriffen seiner Kirche „Ketzer“ heißen, wie er denn große dicke Bücher gegen sie schrieb. Wer nicht glaubte, was die Kirche glaubt, war ihm verdammenswürdig, und der Mann, der sich ein Gewissen daraus machte, eine Mücke zu verscheuchen, wenn sie ihm auch noch so empfindlich die Hand oder das Gesicht zerstach, machte sich doch nicht das min=

deste Bedenken, jeden zu einer andern als der römischen Kirche gehörigen für einen Sclaven des Satans zu erklären, in dessen Hölle er ewig ohne Erlösung brennen werde. Nebst diesem machte er sichs zur angelegensten Pflicht, die päbstliche Macht und Hoheit zu vertheidigen, und doch fand sein Buch „über die päbstliche Gewalt in zeitlichen Sachen" des Pabstes Beyfall so wenig, daß er es sogar unter „die Verbotenen" setzte, weil die eingeräumte indirecte Macht über die Könige und Fürsten demselben noch nicht genug war. Bellarminis Gelehrsamkeit war übrigens bey alledem nur höchst mittelmäßig und selbst seine Kenntniß der Geschichte, auf die er sich doch vieles zu gute that, gar nicht sonderlich. Ehe er am 17. September 1621 starb, vermachte er die eine Hälfte seiner Seele der heiligen Jungfrau, und die andere dem Herrn Christus. Wie sie sich bey der Theilung dieser — wie es scheint theilbar geglaubten — Seele verstanden haben mögen, ist dießseits nicht bekannt geworden. Wir müßen also den Aufschluß der Zweifel, die sich etwa ergeben könnten, erwarten, wenn wir einst fähig werden, dergleichen hohe Geheimnisse zu fassen und zu verstehen.

f.

Pabst Paul der Fünfte.

Paul der Fünfte, aus dem Geschlechte der Borghese, war Nachfolger Leo's des Eilften, und gehört nicht unter die Päbste, die mit Ruhm regiert haben. Er war voller Eitelkeit, heftig in all seinem Benehmen, streitsüchtig, unduldsam und grausam. Eine große Probe seiner Eitelkeit legte er dadurch ab, daß er dem Jesuiten Caraffa erlaubte, ihm gewisse theologisch- philosophische Streitsätze zuzueignen, und ihn in der Zuschrift einen Vice-Gott, den „unüberwindlichsten Monarchen der Christenheit" — „den heftigsten Beschützer und Bewahrer der päbstlichen Allmacht" zu nennen. Das lezte war gewissermassen wahr, denn der päbstlichen Hoheit ließ er, wenn es anders in seiner Macht stand, nicht das mindeste nehmen. Mit der Republik Venedig verwickelte er sich in Händel, die beynahe einen förmlichen Krieg nach sich gezogen hätten. Er mußte sich aber bequemen, so ungern er es that, seinen bereits ausgesprochenen Bannfluch zurückzunehmen. Wer es unter Pauls Großthaten rechnen will, daß er den bekann-

ten Ignatz Lojola unter die Heiligen versezte, dem wollen wir seine Freude gerne gönnen, übrigens aber freymüthig gestehen, daß uns die Verschönerungen, welche die Stadt Rom, und die Vermehrung, welche die vatikanische Bibliothek durch ihn erhielt, ihm zu größerer Ehre zu gereichen scheinen.

8.

Konrad Vorstius.

Vorstius, geboren zu Cöln 1569, war ein Gegenstand der theologischen Verfolgungssucht und blieb es so lange, bis er endlich unter dem Schutz des Herzogs von Holstein ein ruhiges Grab fand. Lange lebte er unangefochten als Lehrer des Gymnasiums zu Steinfurt in der Grafschaft Bentheim, aber als er nach Leiden in Holland einen Ruf erhielt, da hatten seine guten Tagen ihre Endschaft erreicht. Dort haußten damals die streng Reformirten, die besonders rücksichtlich der Lehre „von der Gnadenwahl“ die empörendsten Sätze aufstellten. Vorstius konnte es nicht über sein redliches Herz bringen, Gott für einen Tyrannen zu halten und als solchen in Lehre und Schrift darzustellen, darum er-

grimmten die Geistlichen, die sich im Besitz der unantastbaren Rechtgläubigkeit zu stehen wähnten; die Dordrechter Kirchenversammlung verdammte ihn als einen Socinianer, Syncretisten, ja sogar Atheisten, und nahm ihm seine ganze Besoldung, gleichsam als ob er nach diesem frommen Urtheilsspruch von der Luft leben könnte. Nichts half ihm gegen diese theologische Wuth, nicht das Zeugniß der Universität zu Heidelberg über seine Rechtgläubigkeit, nicht das seines vormaligen Landesherrn über sein tadelfreyes und sittlich gutes Leben. Einige Akademien stimmten gegen sein Buch „von Gott“ und König Jakob I. von England ließ es nicht nur durch den Scharfrichter verbrennen, sondern drohte sogar den Generalstaaten mit seiner Feindschaft, wenn sie einen solchen Ketzer, der nicht glaube, z. B. daß Gott selbst die Menschen absichtlich zur Sünde reitze, — daß Christus nicht alle, sondern nur etliche Menschen erlößt habe u. s. w., nicht wegjagen würden. Dem armen Vorstius blieb nichts übrig, als der Wanderstab. Er verließ Holland im Jahr 1619, nachdem er schon 1612 seine Stelle hatte niederlegen müssen, versuchte es bald da, bald dort, sich niederzulassen, aber

immer von den hochwürdigen Herren aus Holland verfolgt, mußte er wieder weiter ziehen. Endlich wandte er sich nach Holstein und erst hier konnte er sein Haupt ruhig niederlegen.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Mann dieses harte Schicksal nicht verdient habe, der öffentlich von sich sagte: „Ich „bezeuge der ganzen christlichen Kirche, daß ich „aus keiner Zanksucht und Neugierde, sondern „aus bloßer Liebe zur Wahrheit und „auf den Trieb meines Gewissens dasjenige „bescheiden behaupte, was ich schon längst für „recht gehalten, und wenigstens aus aufrich„tigem Gemüth und guter Absicht geschrieben „habe, und nicht ohne Grund etlichen Pri„vatmeynungen einzelner Lehrer „nicht beygefallen bin u. s. w.“

h.

Franz Pithou.

Die Zwillingsbrüder Peter und Franz Pithou zeichneten sich beyde sowohl durch große Gelehrsamkeit, als durch große Rechtschaffenheit aus. Peter war eleganter Jurist, Historiker, Kenner der alten Literatur, und schrieb unter anderm ein Buch: „über die Frey-

heiten der gallikanischen Kirche", das mit großem Beyfall aufgenommen wurde, und vieles Aufsehen machte. Von Franz Pithou pflegte man zu sagen: „er rieche die guten Bücher schon von Ferne," und wirklich hat man ihm die Auffindung der „Fabeln des Phädrus" zu danken, die 1596 zum erstenmal gedruckt wurden, und jetzt fast in jeder lateinischen Schule eingeführt sind. Schon früher hatte er die vorzüglichsten Sinn- und andere kleinere Gedichte der Alten gesammelt, auch ihre „Redner" herausgegeben, wodurch er sich große Verdienste erwarb.

Seine strenge Gerechtigkeitsliebe, die einer der hervorstechendsten Züge seines moralischen Charakters war, machte ihn dem großen und guten König Heinrich IV. von Frankreich bekannt, der ihm einen sehr wichtigen Auftrag vertraute. Man hatte nemlich im Finanzwesen des Reichs große Gebrechen entdeckt und namentlich, daß die dabey angestellten sich ungemeine Betrügereyen und Untreue zu Schulden kommen ließen, da man aber diese Leute scheute, so wollte Niemand das Uebel an der Wurzel fassen und ausrotten. Heinrich, der seinem Land so gerne alles Gute verschafft hätte, was

möglich war, ruhte nicht eher, als bis er einen Mann fand, auf den er sich in dieser Sache ganz verlassen könnte, und das war Franz Pithou. Er übernahm es, die schwierige Untersuchung einzuleiten, und so gerecht als vorsichtig gieng er dabey zu Werke. Er mußte ganz von dem Vergehen und der Untreue eines Mannes überzeugt seyn, ehe er es wagte, bedenkliche Schritte gegen ihn zu thun, und auch dann versuchte er immer erst den Weg der Güte, — des Vergleichs, ehe er den Prozeß mit dem Schuldigen begann. War das aber einmal geschehen, dann bewog ihn keine Rücksicht mehr, von dem Begonnenen abzustehen und das Recht mußte den ungehemmtesten Lauf behalten. Nebst dieser strengen Gerechtigkeitsliebe zeichnete sich Pithou auch als Menschenfreund aus. Er gab fast alles, was er einnahm, den Armen, lebte sehr mäßig, und hinterließ bey seinem Tode, der am 7. September 1621 erfolgte, so wenig, daß über seine Uneigennützigkeit, mit welcher er dem Staat und seinem Könige gedient hatte, nicht der mindeste Zweifel seyn konnte.

Das Jahr 1721.

1.

Niederlassung der Dänen in Grönland.

Das alte oder östliche Grönland war schon im zehnten Jahrhundert von den Isländern entdeckt, auch im westlichen setzten sie in der Folge Kolonien an, aber das letztere ward wieder vergessen, bis 1576 die Engländer die westliche Küste wieder entdeckten. Sie bekam christliche Kolonien aus Norwegen, sank aber bald wieder in das Heidenthum zurück. Nun lebte im Jahr 1708 zu Vogen in Norwegen ein wackerer Prediger, Namens Hans Egede; dieser beschloß, die armen Grönländer dem Heidenthum zu entreißen, und in den Schooß der christlichen Kirche zu bringen. Zwey Jahre lang trug er den Gedanken mit sich allein, erst 1710 entdeckte er sein Vorhaben den Bischöfen von Bergen und Dorntheim.

Der erstere machte ihm große Schwierigkeiten, besonders weil Egede nichts von der Sprache der Grönländer verstund, aber der letztere hoffte besseres Gelingen. Gattinn und Kinder, die sich nichts gutes prophezeihten, baten, flehten und weinten, der Gatte und Vater möchte von seinem Entwurf abstehen, aber umsonst; er glaubte Gott selber habe ihn zu dem großen Werk auserfehen, es sey sein höherer Beruf und er müsse diese seine Bestimmung erfüllen. Indessen stellten sich von Zeit zu Zeit neue Schwierigkeiten in den Weg, und erst im Jahr 1719 gewann Egede das Missions-Kollegium zu Kopenhagen, daß es dem Könige den Vorschlag empfahl, der sogleich denjenigen Kaufleuten, die sich entschließen würden, nach Grönland Handelsunternehmungen zu versuchen, mancherley Freyheiten und Rechte bewilligte. Da viele an guten Folgen noch zweifelten, so brachte Egede mit all seinem Feuereifer fürs erste nur ungefähr 10,000 Reichsthaler zusammen, die man wagen wollte, und etwa vierzig Personen fanden sich, mit ihm auf drey Schiffen, die mit Waaren, Geräthschaften und Lebensmitteln befrachtet werden sollten, abzureisen. „Egede wurde vom Könige

zum Prediger der neuen Kolonie und zum Missionär von Grönland ernannt, mit einer jährlichen Besoldung von dreyhundert Reichsthalern und zweyhundert zur Reise. Am 12. Junius 1721 entdeckten die Schiffenden Grönland, fanden aber die ganze Küste mit Eisschollen bedeckt, erblickten erst spät eine Durchfahrt durch die Eismassen, und ihr Schiff wurde dergestalt beschädigt, daß der Steuermann nichts anders, als Allen den nahen Tod prophezeihte. Indessen legte sich der Sturm, und man landete glücklich am dritten Julius.

Traurig war der Anblick dieses Landes, auf das man so sehnlich gewartet hatte. Man fand einen Boden, den die Natur ganz vernachläßigt zu haben schien, ohne Holz, ohne Getreide, ohne Einwohner, und diejenigen, welche man gleichwohl noch vorfand, gliechen weniger menschlichen Geschöpfen, als Thieren, in deren Felle sie sich auch kleideten. Sie wohnten in Höhlen unter der Erde, die nur eine Thran-Lampe erleuchtete, und ganz wenig wärmte, wo es aber vor Gestank beynahe nicht auszuhalten war. So wenig also die neuen Ankömmlinge erwarten durften, so nannten sie gleichwohl diesen Wohnplatz, der ihre Hoffnung so sehr

getäuscht hatte, Hoffnungshafen. Anfangs benahmen sich die wilden Grönländer ganz freundlich gegen sie, und bewunderten besonders ihre Kinder, doch stund es lange an, bis sie so vertraulich wurden, daß sie die Fremden in ihre Hütten aufnahmen, indessen war es hohe Zeit, daß dieses geschah, denn der Mundvorrath, den die Dänen mitgebracht hatten, fing an zu Ende zu gehen, im Lande selbst aber war nichts zu bekommen, als Vögel, Fische, und schlimm war es auch, daß keiner die Sprache verstand, in der man mit diesen Menschen reden mußte. Die Kinder des Hans Egede lernten sie zuerst, denn die Wilden giengen gerne mit ihnen um, weil sie ihnen manchsmal Korallen, Stecknadeln und andere Kleinigkeiten schenkten, worüber die kindischen Menschen eine ungeheure Freude hatten. So bald aber Egede einige Worte der Landessprache gefaßt hatte, so lehrte er die Heiden durch Vorzeigung von allerley Bildern die Geschichte der christlichen Religion kennen. Bald ereigneten sich als Folge dieses Unterrichtes sonderbare Auftritte, denn da die Grönländer hörten, der Stifter der bessern Religion, Jesus Christus, habe Kranke geheilt, so verlangten sie, Hans

Egede sollte das nemliche thun, und als es ihm einmal gelang, daß der Sohn eines Grönländers gesund wurde, dem er die Hände aufgelegt, und über dem er gebetet hatte, so trauten sie ihm alles zu. Ein andermal sollte er einen Todten erwecken, das drittemal einen Blinden sehend machen. Das erste verweigerte er, und sagte, daß nur Gott allein es vermöge, dem Blinden aber wusch er mit Franzbranntewein die Augen und traf ihn nach einigen Jahren wirklich sehend an, das auf die Wilden großen Eindruck machte, und dem Heidenbekehrer in dem Handel, der mit den Grönländern zum Vortheil Dänemarks geführt werden sollte, großen Vorschub that. Man erhielt von ihnen Fuchs- und Seehundsfelle, auch Speck, wogegen sie Eisen, Bretter, Leinwand, Schnupftücher, und anderes eintauschten. Indessen wollte es doch mit diesem Handel nicht recht fort, und die Kaufleute in Bergen trennten sich schon im Jahr 1727 von der grönländischen Handelsgesellschaft, weil sie ihnen mehr Schaden als Nutzen gewährte. Hätte nicht der König von Dänemark diesen Handel zu unterstützen beschlossen, so würde auch das Bekehrungswerk, um dessentwillen sich Hans

Egede eigentlich zu der beschwerlichen und gefahrvollen Reise entschloß, und das er trotz aller ihm entgegen stehenden Hindernisse mit seltenem Eifer trieb, schnell aufgehört haben. Ganz nahe kam sie indessen ihrem Ende im Jahr 1731 und der rastlose Egede war seines Bleibens in Grönland nur noch auf ein einziges Jahr gesichert, nachdem er die vorigen zehn Jahre mit der außerordentlichsten Anstrengung und Thätigkeit gestrebt hatte das Reich des Herrn unter diesen Wilden zu gründen. Schon war seine neu gestiftete Christengemeinde 150 Glieder stark. Wäre er aus ihrer Mitte geschieden, sie wäre sogleich in ihr Nichts wieder zurückgesunken, aber die Standhaftigkeit und das Vertrauen auf Gott, der sein Werk nicht werde fallen lassen, verließen ihn nicht, auch da nicht, als er nur noch einzige zehn Mann bey sich behielt, die mit ihm aushielten: alle andere waren nach Europa, der erduldeten Mühseligkeiten müde, zurückgegangen. Die Grönländer verbanden sich, einen freywilligen Tribut an Thran, Speck, Wallfischen und Fellen an Dänemark zu entrichten, dafür sandte der König neue Lebensmittel und versprach, die Handlung fortzusetzen.

Hiemit können wir die Geschichte der Niederlassung der Dänen auf Grönland, die im Jahr 1721 ihren Anfang nahm, beschließen und bemerken nur noch kürzlich, daß Egede, nachdem 1735 seine treue und redlich aushaltende Gattin gestorben, sein ältester Sohn, Paul Egede, aber so weit gekommen war, daß er des Vaters Stelle ausfüllen, und das Bekehrungswerk fortsetzen konnte, nach Europa zurück ging, und dort für das Beste der Kolonie arbeitete. Im Jahr 1758 starb er zu Stübköping auf der Insel Falster in der Behausung einer verheyratheten Tochter und hinterließ die Geschichte seiner Mission, die in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: „Ausführliche und wahrhafte Nachricht von Anfang und Fortgang der grönländischen Mission“ herausgekommen ist.

2.

Friede zu Nystädt zwischen Rußland und Schweden.

Ueber zwanzig Jahre waren Peter der Große und Karl XII., König von Schweden, gegen

einander in den Waffen gestanden. Karl fiel durch eine feindliche Kugel vor Friedrichshall, als er eben in den Laufgraben den Fortgang der Belagerung durch seine Gegenwart befördern wollte. Peter I. war zum Frieden geneigt und hoffte um so mehr auf die baldige Schließung desselben, als Ulrika Eleonore, Karls jüngere Schwester, vermählt mit dem Erbprinzen von Hessen, die nun den schwedischen Thron bestiegen hatte, zur Fortsetzung der bereits zu Aland begonnenen Friedens-Unterhandlungen sich geneigt erwies, und den Baron Lilienstedt abzusenden sich erbot. Aber diese Absendung wurde unter allerley Vorwänden immerfort hinausgeschoben, selbst da, als Peter I. seine Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen, durch eine Abordnung nach Stockholm ganz unzweydeutig dargelegt hatte. Die Gegenparthey des russischen Hofes hoffte auf die Ankunft einer englischen Flotte in der Ostsee, um die schwedischen Küsten zu decken, damit man dann gegen den Zaren eine trotzende Stellung annehmen könnte. So zerschlug sich die Friedenshandlung von Aland, und Peter begann 1719 einen neuen Seezug um — wie er sagte — „mit vierzigtausend Bevollmächtigten

„den Worten, die in Aland gesprochen würden, „Nachdruck zu geben, damit Schweden in die „Lage gesetzt würde, statt eines großmüthigen, „endlich einen Zwangfrieden einzugehen.“ Der Krieg wurde also fortgesetzt, und zwar mit großer Erbitterung. Wohin die Russen kamen, da giengen Dörfer und Städte in Flammen unter, auch große Werke, z. B. blühende Manufakturen, Kupfer- und Eisenwerke fanden ihren Untergang. Große Magazine, ganze Waldungen und viele Fahrzeuge fraß die Flamme. Alles dieß beugte den Sinn der Königin nicht, um so mehr, als sie eben jetzt mit allen Feinden ihres Reichs Frieden gemacht hatte, und von England alles hoffte. So währte der Verheerungskrieg auch im Jahr 1720 unausgesetzt fort. Ulrika Eleonore und ihr nun König gewordener Gemahl fiengen endlich an, in ihrer Hauptstadt zu zittern, und nachgebender zu werden. Man versammelte sich von beyden Seiten unter Vermittlung des französischen Hofes zu Nystädt, aber doch schlug man sich noch im Jahr 1721. Wollte Schweden nicht seinen ganzen Wohlstand, vielleicht gar Reich und Krone auf das ungewisse Spiel setzen, so mußte es sich zum Nachgeben entschließen, um zu retten, was

noch zu retten war. Nach einem Waffenstillstand von zwey Monaten wurde endlich der Friede am 10. September 1721 unterzeichnet, der für die Größe Rußlands entscheidend war. Die Provinzen Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslehn und Kerholmslehn wurden auf ewige Zeiten an diese Krone abgetreten, den Einwohnern alle die bisherigen Rechte, auch die freye Religionsübung gestattet. Jedem, der innerhalb dreyer Jahre dem Zaren nicht huldigen wollte, ward die Auswanderung gestattet, selbst diejenigen, welche huldigen würden, sollten unaufgehalten seyn, in fremde Länder zu reisen, und bey auswärtigen Mächten Kriegsdienste zu nehmen. Alles, was Rußland sonst erobert hatte, wurde zurückgegeben und überdieß an Schweden eine Summe von zwey Millionen Thaler bezahlt. Der Zar versprach, sich in die innern Angelegenheiten Schwedens, namentlich aber in die Regierungsform und Thronfolge, nicht zu mischen, endlich den Schweden zu gestatten, alle Jahre für fünfzigtausend Rubel in Riga, Reval und Arnsburg Getreide einzukaufen, und zollfrey auszuführen, es wäre denn, daß Mißwachs oder andere unübersteigliche Hin=

dernisse einträten, und diesen Einkauf unmöglich machten.

Große Freudenfeste endigten die Verhandlungen, und nie war Peter I. vergnügter, als da er dieses große Werk vollendet sah.

5.

Christenverfolgung in Tonkin.

Die katholischen Missionairs hatten schon im siebenzehnten Jahrhundert die Königreiche Tonkin und Cochinchina auf der Halbinsel jenseits des Ganges bereist, *) namentlich die Jesuiten Baldinotti, Marquetz und Alexander von Rhodes. Sie mußten viele Verfolgungen ausstehen, dennoch waren sie in ihren Bemühungen, viele zum Christenthum zu bekehren, nicht wenig glücklich, und hatten ihren Berichten zufolge in der Mitte des genannten Jahrhunderts schon zweyhundert

---

*) Tonkin war ehemals eine ost-südliche Provinz von Sina, wurde aber in der Folge in so weit frey, daß es seinen eigenen König bekam, der jedoch gehalten war, jährlich eine Gesandtschaft mit Geschenken als Tribut nach Sina zu schicken.

große und schöne Kirchen in den vier Provinzen des Reichs, ja — wenn man ihnen unbedingt glauben dürfte, so hätten sie in den beyden Jahren 1645 und 1646 bereits achtzigtausend Tonkineser getauft. *) Bis zum Jahr 1721 ging es indessen ziemlich erträglich, aber in diesem gab der König von Tonkin ein Edikt, worin den Unterthanen desselben die Annahme des Christenthums und den Missionären das Predigen dieser Religion strenge verboten wurde. Dem Gesetz wurde, wie gewöhnlich, keine Folge geleistet, und so begann eine heftige Verfolgung aller derer, die sich zu der, der Regierung fremden und verbotenen kirchlichen Gemeine bekannten. Ein Jesuit wurde nebst neun neu bekehrten Tonkinesern hingerichtet, der andere starb im Gefängniß. Hundert und fünfzig andere Christen wurden zu Elephantenwärtern, das ist zu Sclaven, gemacht, und verloren ihre Freyheit.

*) Diese offenbare Uebertreibung abgerechnet, ist nebenbey doch auch zu erwägen, daß die Taufe allein bey weitem den Christen noch nicht mache. Doch die Jesuiten waren mit Christen von ihrer Mache leicht zufrieden, da sie ja ohnehin viel auf den Schein hielten.

Mit dieser Christenverfolgung in Tonkin stund eine andere in Verbindung, die zu eben der Zeit in Sina ausgebrochen war, nur dauerten beyde glücklicherweise nicht lange, und nach wenigen Jahren konnten den alten Missionarien, die in der Verfolgung übrig geblieben waren, neue als Gehülfen zugeschickt werden. Innere Landesunruhen verhinderten es, über der Ausbreitung des Christenthums strenge zu wachen, und es gelang den Missionairen, daß sie die Könige demselben nach und nach geneigter machten.

4.

Anfang des Congresses zu Cambray.

Kaiser Karl VI. hatte den Türkenkrieg, in den er verflochten war, noch nicht geendet, als er und der Herzog von Savoyen sich auf einmal und ganz unerwartet von Spanien angegriffen sahen. Hier waren die Gemahlin Philipps V., Elisabeth von Farnese, und ihr Freund, der Kardinal Alberoni, die allmächtig herrschenden, der König ein Schwachkopf, der unter dem Frauen= und

Priesterregiment stund, und alles gut hieß, was diese veranstalteten. Die Königin und der Kardinal entwarfen einen Plan, wie man die alten spanischen Besitzungen in Italien wieder gewinnen könnte, und den Kaiser zur Verzichtleistung auf Spanien, wozu er sich bis dahin noch nicht verstanden hatte, zu zwingen. Auf einmal erschien eine spanische Flotte in den italienischen Gewässern, die in wenigen Wochen dem Kaiser Sardinien entrieß, auch der größte Theil von Sicilien ward von ihr besetzt. Die Garanten der italienischen Neutralität, England und Frankreich, konnten hiebey nicht ruhig bleiben und suchten die Sache gütlich zu vergleichen, allein vergebens, denn Spanien hoffte, daß außerdem, was bis jetzt zu seinem Vortheil geschehen war, noch mehr geschehen könne, und verwarf jeden friedlichen Antrag. Nun verbanden sich der Kaiser, England, Frankreich und die Generalstaaten durch die sogenannte Quadrupelallianz, Spanien zu zwingen. Man ergriff allerseits die Waffen, aber obschon der englische Admiral Bing gegen den spanischen Admiral Castagnetta bey Capo Passaro einen trefflichen Sieg erfochten hatte, so ließen

sich die Spanier deßwegen doch nicht sogleich abschrecken, und der Krieg brach in vollen Flammen aus. Die Franzosen drangen aber in Spanien ein, und machten so große Vorschritte, daß Philipp V., in dessen Namen die Königin und der Kardinal das Spiel leiteten, zu fürchten anfieng, die Sache könnte denn doch einen widrigen Ausgang nehmen. Nachdem es endlich gelang, Alberoni zu stürzen, und ihn beyseite zu schaffen, uahm die Sache eine andere Wendung. Philipp mußte sich entschließen, der Quadrupelallianz beyzutreten; alle Theile unterzeichneten sie am 17. Februar 1720 im Haag, und es wurde wegen noch anderer Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und Spanien ein Congreß zu Cambray verabredet. Dieser nahm 1721 seinen Anfang und wurde sowohl von den Hauptpartheyen, als England und Frankreich beschickt, allein es äußerten sich über Nebensachen solche nicht zu beseitigende Schwierigkeiten, daß dieser Congreß erst im April des Jahrs 1724 wirklich eröffnet werden konnte.

5.

Merkwürdige Männer, welche im Jahr 1721 geboren wurden.

a.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Ferdinand, Prinz von Braunschweig, der große Heerführer im siebenjährigen preußisch-österreichischen Kriege, von dem man sagte, er sey mehr werth, als eine ganze Armee, wurde am 11. Jänner 1721 zu Braunschweig geboren. Vorzügliche Lehrer bildeten ihn in Sprachen und Wissenschaften, deßgleichen in der Kriegskunst. Diejenigen religiösen Grundsätze, die er sich in früher Jugend zu eigen gemacht hatte, behielt er bis an sein Ende, und war überhaupt in jeglicher Hinsicht einer der merkwürdigsten Menschen. Im Jahr 1740 trat er in preußische Kriegsdienste, begleitete den König in den ersten schlesischen Krieg, und wohnte der Schlacht von Molwitz bey, welches das erste Schauspiel dieser Art in seinem Leben war, sonst aber war er in diesem Krieg weniger um zu thun, als um zu lernen, doch wurde Friedrich II. bey vielen Gelegenheiten aufmerksam auf ihn, und

gab ihm gleich nach dem Frieden den schwarzen Adlerorden, mit dem er sonst nicht sehr freygebig war, wie er z. B. an dem höchst verdienten Minister Herzberg bewiesen hat, der das Ordenskreuz erst nach des Königs Tod aus den Händen seines Nachfolgers empfieng.

Im zweyten schlesischen Krieg zeichnete sich Ferdinand in der Schlacht von Soor aus, war im Frieden des Königs beständiger Gesellschafter, sowohl zu Haus, als auf Reisen, wurde 1755 Gouverneur von Magdeburg, genoß aber der Ruhe nicht lange, denn schon 1756 brach der siebenjährige Krieg aus, der der eigentliche Schauplatz seiner großen Thaten war.

Als die Preußen in drey Kolonnen nach Sachsen vorrückten, war es Ferdinand, der eine derselben anführte. Er kommandirte in der Schlacht bey Lowositz den rechten Flügel der Armee, die bey Prag entschied er zu Friedrichs Vortheil, indem er den linken Flügel der Oesterreicher warf. Nun mußte er den Befehl über die alliirte Armee, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothanern und Bückeburgern bestand, übernehmen, nachdem er zuvor noch der Schlacht von Roßbach beygewohnt hatte. Er wurde mit so vie-

ler Liebe bey dieser Armee empfangen, so daß sie schon bey der ersten Anrede schwur, unter einem solchen Anführer willig in den Tod zu gehen. Die Franzosen flohen, wo sich Ferdinand zeigte, und ganz Europa staunte über das, was in so kurzer Zeit durch die Alliirten geleistet worden war. Er siegte bey Creveld und erwarb sich nicht nur Friedrichs grossen Beyfall, sondern auch zum Beweis desselben den Titel „Generalfeldmarschall“, von Irland und England aber jährliche Pensionen auf Lebenszeit. Einen eben so herrlichen Sieg erfocht er bey Minden, und hätte ihn der Lord Sakville, der unter ihm diente, besser unterstützt, und nicht — wie es scheint — absichtlich Fehler gemacht, so wäre vielleicht die ganze französische Armee aufgerieben worden. Im Jahr 1761 schlug er die Sachsen bey Langensalza und die Franzosen bey Vellinghausen, 1762 bey Wilhelmsthal und besetzte Cassel, wenige Tage vorher, ehe der Friede zwischen England und Frankreich bekannt gemacht wurde. In diesem Krieg zeichnete sich der Herzog Ferdinand nicht nur als großer General aus, sondern auch als seltener Mensch, denn seine Leutseligkeit, seine

Milde, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Uneigennützigkeit erwarben ihm allenthalben Freunde und Bewunderer. Selbst in Feindesland ward er verehrt, denn er suchte die Uebel, die der Krieg mit sich führt, immer so viel in seinem Vermögen stand, zu mindern.

Bis zum Jahr 1766 blieb Ferdinand preußischer Generalfeldmarschall, dann legte er seine Stelle nieder, und zog sich in den Ruhestand zurück. Er lebte gewöhnlich im Sommer auf seinem Gut Vechelde, eine Stunde von Braunschweig, im Winter aber in letzterer Stadt, machte von Zeit zu Zeit kleine Erhohlungsreisen, weihte seine Zeit der Lektüre nützlicher Schriften, häußlichen Geschäften und ausgewählter Gesellschaft. Wohlthätigkeit zu üben, hielt er für eine seiner Hauptpflichten und man rechnete, daß er von seinen jährlichen Einkünften, die sich auf ohngefähr 52,000 Thaler belaufen haben sollen, einen sehr großen Theil dazu verwendet habe.

Im Jahr 1791 wurde der edle Held vom Schlag gerührt, lebte aber noch bis zum 5. Julius des Jahres 1792, an welchem Tag er starb, nachdem er nur etwas über ein und siebenzig Jahre gelebt hatte. Selbst an dem

Nachruhm dieses großen Mannes nagte noch während er lebte der Zahn des Neides, aber die armseligen Angriffe verhallten wie der Schall im Winde. Wenn man aber sich gleichwohl unterstand, seine Feldherrngröße eine kurze Zeit lang in Zweifel zu ziehen, so tastete doch niemand seinen vortrefflichen sittlichen Karakter an und jedermann gestand, daß er Gutes gethan habe, wo er nur Anlaß dazu fand, daß er den Armen ein wahrer Vater war, daß er seine Leidenschaften zu mäßigen verstanden hat, von Stolz ganz entfernt und äußerst bescheiden gewesen sey. Das Letztere äußerte sich besonders dadurch, daß er nie von seinen Kriegsthaten sprach, als wenn er schlechterdings nicht ausweichen konnte, und auch dann nur höchst ungerne. Fehler hatte er wie jeder Mensch, aber dieß unumwundene Zeugniß nahm er mit ins Grab, daß seine seltene Tugend jene Schwachheiten ganz ausgelöscht haben.

b.

Johann Philipp Baratier.

Das sogenannte „gelehrte Lübecker Kind“ machte einst großes Aufsehen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in fernen Reichen, wo es als ein Wunder gezeigt wurde, und

doch war das, wodurch es sich auszeichnete, meistens nur Gedächtnißwerk. Größer in jedem Betracht war Baratier, mit dem wir den Leser jetzt bekannt machen wollen. Sein Vater war französischer Prediger zu Schwabach in Franken und hier wurde dieses Wunderkind am 19. Jänner 1721 geboren. So bald es nur einen Gegenstaud von dem andern unterscheiden konnte, lehrte es der Vater die lateinischen Buchstaben kennen, zuerst die Vokalen, dann die Consonanten, die er zu Hause auf eine Tafel, auf Spaziergängen mit dem Stock in den Sand, sogar mit verschüttetem Wasser auf den Tisch schrieb. In kurzer Zeit kannte der Kleine das ganze Alphabet, und ehe er noch drey Jahre alt war, konnte er fertig französisch lesen, im vierten Jahr auch deutsch, und im fünften sprach er schon lateinisch. Nach eben dieser Methode lernte er auch griechisch und hebräisch, so daß er im achten Jahr in beyden Sprachen schon die Bibel lesen konnte. Auf dieses folgte das rabbinische, syrische, chaldäische und arabische. Er verfertigte sich ein hebräisches Wörterbuch aus dem alten Testament, studierte die alte Geschichte und Erdbeschreibung, und war in seinem eilften Jahr

schon im Stande, eine neue Ausgabe der Bibel, die 1724 zu Amsterdam erschienen war, zu recensiren, auch eine rabbinische Reisebeschreibung ins Französische zu übersetzen. Philosophie, Mathematik und die Kirchenväter studierte er in seinem dreyzehnten Jahr mit einer solchen heißen Begierde, daß der Vater sich nicht selten genöthigt sah, ihn mit Gewalt davon abzuhalten. Mit vierzehn Jahren wurde der junge Baratier auf der Universität zu Halle Magister, und schrieb seine Disputation, die er gegen seine Opponenten, welches hallische Professoren waren, vertheidigte, in größter Eile. Sie enthielt philologisch-kritische, philosophische und astronomische Sätze. Er glaubte sogar die Meereslänge gefunden zu haben, und wer ihn kennen lernte, staunte des außerordentlichen Knaben. Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin fand ihn sogar würdig, ihr Mitglied zu werden, der König zeichnete ihn durch Gnadenbezeugungen aus, und bewog den Vater, französischer Prediger in Halle und Inspector aller magdeburgischen französischen Kirchen zu werden, nur damit der Sohn seine Studien in Halle fortsetzen möchte. Hier legte er sich mit äußerstem

Fleiß auf die Rechtsgelehrsamkeit, ließ verschiedenes drucken, sammelte zu einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges, einer neuen Geschichte der Egypter, einer griechischen Grammatik, einem griechischen Wörterbuch, unterlag aber der zu großen Anstrengung, und starb am 5. Oktober 1740, also wenige Monate über neunzehn Jahre alt. Das Leben dieses seltenen Menschen hat sein Vater und später Formey beschrieben.

c.

Don Ferdinand Sterzinger.

Dieser merkwürdige Mann wurde auf dem Schloß Lichtenwörth in Tyrol am 24. May 1721 geboren, studierte zu Rom und Bologna, trat in seinem neunzehnten Jahr in den Theatinerorden, wurde Professor der Moral zu Prag und später Professor zu München, 1759 Mitglied der historischen Klasse bey der dortigen Akademie der Wissenschaften, und endlich Oberer seines Klosters daselbst. Hier wurde ihm auch die Aufsicht über die niedern Schulen des Landes übertragen, und er zeigte sich des Vertrauens, das die Regierung in ihn gesetzt hatte, würdig bis an seinen Tod, der am 18. März

1786 erfolgte. Eins seiner Hauptverdienste war, daß er muthig gegen Schwärmerey und Aberglauben zu Felde zog. Schon 1766 griff er den Glauben an Hexen und Gespenster an, an dem der Pöbel damals noch so ganz hieng, daß er den Mann, der ihn vom Unsinn erlösen, und eine Quelle besserer Erkenntniß öffnen wollte, mit Schimpfen und Schmähen verfolgte, indessen die Bessergesinnten seine „akademische Rede von dem Glauben an Hexerey" (München 1766) mit gebührendem Dank aufnahmen. Als im Jahr 1774 der berüchtigte Pater Gaßner auftrat und mit seinen Teufels-Austreibungen so ärgerliche Possenspiele trieb, reiste Sterzinger in Person nach Ellwangen, wo jener Unverschämte seine Bühne aufgeschlagen hatte, untersuchte die Sache und deckte die gespielten Betrügereyen in gedruckten Schriften auf. Welch ein Unterschied zwischen diesem Klostergeistlichen und dem protestantischen Prediger Lavater, der an Gaßners vorgebliche Wunderkuren glaubte, wie er denn leider der gesunden Vernunft zum Trotze noch so manches andere glaubte, und sich durch seine schwärmende Phantasie so oft und so unerhört täuschen ließ. Der abergläubische Pöbel

murrte abermals gegen den muthigen Verfechter der Wahrheit, aber jeder Mann von Vernunft freute sich seiner. Außerdem schrieb Sterzinger noch mehreres, das ihm Ehre machte, z. B. eine chronologische Einleitung in die Kirchengeschichte und wahrscheinlich hätte er für die Ausbreitung des Lichtes noch mehr gearbeitet, aber er wollte in seinem bereits mit starken Schritten anrückenden höhern Alter Ruhe haben; besonders als er sah, daß nicht bloß der Pöbel schimpfe, sondern hellere Köpfe überhaupt unter dem Druck der Verfolgung lichtscheuer Menschen schmachteten. In Hoffnung besserer Zeiten starb er, überzeugt, daß die Nachkommen da fortfahren würden, wo die Vorfahren aufgehört hatten, welches auch, nachdem König Maximilian Joseph den Thron bestieg, redlich geschehen ist, und fortfahren wird, zu geschehen.

d.

Johann Samuel Dietrich.

Der königlich preußische Oberconsistorialrath Dietrich zu Berlin wurde am 15. December des Jahrs 1721 geboren, erwarb sich zeitig eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen, Na-

turgeschichte und Meßkunst, und bezog durch diese zum akademischen Unterricht hinlänglich vorbereitet, im Jahr 1739 die Universität zu Frankfurt an der Oder. Später gieng er nach Halle. Kaum hatte er die akademische Laufbahn geendet und war in einem angesehenen Hause Hofmeister gewesen, als er schon den Ruf zu einer Predigerstelle an der Marienkirche zu Berlin erhielt. Außer dem Ort seines bestimmten Wirkens machte er sich rühmlich bekannt durch seine Jugendschrift: „Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu,“ die er Anfangs nur als Leitfaden zu seinen Katechisationen schrieb, dann aber, als er den Nutzen, den dieses Büchlein gewährte, immer mehr wahrnahm, es auch dem größern Publikum mittheilte. Er war der Erste, der ohne Geräusch und auch ohne Widerstand in seiner Gemeine ein besseres, dem fortschreitenden Zeitgeist gemäßeres Gesangbuch einführte, und so dem spätern „Neuen Berlinischen Gesangbuch“ den Weg bahnte. Noch in seinem fünf und siebenzigsten Jahr genoß er der vollkommensten körperlichen Gesundheit und der höchsten Heiterkeit des Geistes. Am 14. Jänner 1797 starb er.

Schon 1763 wählte ihn die Königin von Preußen, Friedrichs II. Gemahlin, zu ihrem Beichtvater. Oft mußte er vor ihr predigen und gewann jeden, der ihn hörte, so sehr, daß der Chef des Departements kein Bedenken trug, ihn 1770 dem Könige zum Oberconsistorialrath vorzuschlagen, der sogleich die Wahl genehmigte; immer aber blieb Dietrich seiner Gemeine ergeben, und trennte sich nicht von ihr. Er war ein Mann von dem edelsten Herzen und dem hellsten Geiste, arbeitsam, so lange er zur Arbeit Kraft hatte, das ist bis in sein Greisenalter, innig religiös, sanft und milde. In seiner Hauptwissenschaft, der Theologie, gieng er immer festen Schrittes vorwärts, und so wie er sich selbst von der Wahrheit und Kraft der Religion täglich mehr zu überzeugen suchte, so ließ er es sein höchstes Bestreben seyn, diese Ueberzeugung auch bey andern zu erwecken, und keine Freude war für ihn größer, als die, wenn er sah, daß er in dem Weinberge seines Herrn und Meisters mit glücklichem Erfolg gearbeitet habe.

e.

Johann Casimir Graf von Carmer.

Unter die wahrhaft großen, und weit wirkenden Männer, die das Jahr 1721 der Welt schenkte, gehört unstreitig auch der königlich preußische Großkanzler von Carmer. Er erwarb sich frühzeitig einen solchen Schatz von Wissenschaft, daß Friedrich II., der sich darauf verstand, die Geister zu prüfen, und jeden an die rechte Stelle zu setzen, ihn bald in den Staatsdienst zog, in dem er mit Ruhm, Ehre und Nutzen arbeitete. Er stieg von einer Stufe des Rangs zur andern, und ward zuletzt Großkanzler des Reichs, Staats- und Justizminister. Die Einrichtung der ritterschaftlichen Kreditsysteme, die Verbesserung der Gerichtsverfassung, die neue Form der Civilprozesse sind sein Werk, vor allem aber macht seinen Namen unsterblich, das allgemeine Landrecht, das vollkommenste Werk in seiner Art, das allenthalben mit Begeisterung aufgenommen wurde, wo nur kultivirte Menschen wohnen. Er selbst arbeitete fünfzehn Jahre mit dem rastlosesten Eifer daran, und setzte sich dadurch das unvergänglichste Denkmahl seines

Namens. Die größten in- und ausländischen Rechtsgelehrten gaben dazu ihre Beyträge; nichts, als was erst scharf geprüft war, wurde aufgenommen und ansehnlich belohnt. So ausgezeichnet diente Carmer dem preußischen Staat über fünfzig Jahre, dann zog er sich in die Ruhe eines stillen Privatlebens, und starb auf seinem Gut Rützen unweit Glogau am 23. Mai 1801 im achtzigsten Jahr seines thätigen Lebens.

f.

Lamoignon de Malesherbes.

Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes, königlich französischer Minister, war der Sohn eines Kanzlers von Frankreich, und bereitete sich durch gründliche juristische Studien zu seiner künftigen Laufbahn vor. Im 23. Jahr seines Alters wurde er Parlamentsrath, sechs Jahre hernach Präsident der Steuerkammer, 1775 aber Minister und Staatssecretär. So wie er sich schon in seinen frühern Stellen der strengsten Rechtlichkeit beflissen hatte, so that er auch jetzt und behielt sein simples und anspruchloses Wesen so ganz bey, daß er sich dem verderbten Hof-

volk nicht selten zum Gelächter hingab. Er wußte es, aber es bekümmerte ihn nicht, und er gieng seinen untadelhaften Gang, ohne sich weder zur Rechten, noch zur Linken umzusehen. Die sogenannten Lettres de cachet außer aller Uebung zu bringen, war etwas, das ihm sehr am Herzen lag, aber er konnte nicht durchdringen, und legte 1776, weil er sich in diesem und jedem andern schönen Entwurf, den er zum Besten des Landes ausführen wollte, gehindert sah, seine Stelle nieder. Gegen seinen Willen mußte er nach einigen Jahren wieder auf die alte Bahn zurück, aber alle sein Streben nach dem Bessern war unnütze, der König Ludwig XVI. las nicht einmal die Denkschriften, die Malesherbes über die Lage Frankreichs aufgesetzt und ihm überreicht hatte. Er zog sich daher zum zweytenmal in die Einsamkeit zurück und lebte in höchster Zufriedenheit, bis die Revolution ausbrach. Nun wurde er ungerechterweise beschuldigt, Theilnehmer an einer Verschwörung gegen die Republik zu seyn, gefangen gesetzt, und im Jahr 1794 als ein Greis von 73 Jahren durch die Guillotine hingerichtet.

Er war ein sehr gelehrter Mann, aber ein=

fach in all seinem Thun und Lassen, wohlthätig bis zur Verschwendung, gerecht ohne Ansehen der Person, ein thätiger Beförderer alles Guten, Nützlichen und Schönen, aufrichtig und gerade, voller Vaterlandsliebe und voll Begierde, dessen Bestes zu befördern. Welch ein schmähliger Lohn, der ihm für diese selten in Einem Mann vereinigten Tugenden geworden ist!

8.

Bemerken wir einen französischen, und zwey englische Dichter.

1. Franz Arnaud, 2. Markus Akenside, und 3. Thomas Blacklock.

Arnaud schilderte den Frühling mit der warmen Einbildungskraft eines Italieners, war aber doch mehr ausgezeichneter Redner, als Dichter, auch ein großer Kenner der Sprachen, von denen er besonders die griechische liebte. Er starb zu Paris am 2. December 1784.

Akenside geboren zu Newcastle, Leibarzt der Königin von England und Mitglied der Societät der Wissenschaften in London, war Verfasser mehrerer sehr schöner lyrischer Stücke, voll kühner Bilder und starkem Enthusias-

mus. Man hat auch Lehrgedichte von ihm unter dem Titel: „Ergötzungen der Einbildungskraft“ worin er in sehr poetischer Schreibart alles betrachtet, was sowohl in der Natur als in den schönen Künsten die Phantasie angenehm zu beschäftigen im Stande ist.

Blacklock, geboren zu Ammann in Schottland, verlor schon als Kind von sechs Jahren das Gesicht, erwarb sich dem ohngeachtet schöne Kenntnisse in verschiedenen Theilen der Wissenschaften, wurde sogar Prediger und ward viele Jahre brauchbarer Jugendlehrer. Seine Gedichte bestehen aus Oden, Liedern, Episteln, Balladen ꝛc. deren einige sich aus seinem zwölften Jahr herschreiben, und ein glückliches Talent beurkunden. Sie kamen 1761 zum erstenmal in London im Druck heraus.

Diesen Dichtern geben wir zum Gefährten einen deutschen Komponisten.

h.

Georg Benda,

der die Zahl der gebornen merkwürdigen Männer vom Jahr 1721 schließen mag. Jungbunzlau in Böhmen ist sein Geburtsort, und sein Vater war ein Leineweber, der ein wenig auf

der Hoboe, der Sackpfeife und dem Hackbrett stümperte, und mit seinen musikalischen Kindern auf Dorfkirmsen und Hochzeiten herumzog. Im Jahr 1742 kam die ganze Familie zufällig nach Berlin, wurde auf königliche Kosten in der Kunst gebildet und kein Glied derselben war, das sich nicht in reifen Jahren vorzüglich ausgezeichnet hätte. Schon 1748 kam Georg als Kapellmeister in herzoglich Sachsen-Gothaische Dienste, wo er verschiedene Kirchen- und Kammer-Musiken komponirte, die allenthalben großen Beyfall erhielten; aber nie war sein Name gefeyerter, als vom Jahr 1774 an, in welchem er das Duodrama: Ariadne auf Naxos bekannt machte. Diesem folgte ein zweytes: Medea, dann die Opern: Walder, der Dorfjahrmarkt, Romeo und Julie, der Holzhauer, das tatarische Gesetz und endlich das Duodrama Pygmalion. Kein bedeutendes Theater ließ diese Meisterstücke unaufgeführt, kein Publikum hörte sie ohne hohes Entzücken und wäre nicht leider der Geschmack, besonders der theatralische, so wandelbar, man würde sie noch jetzt mit gleichem Entzücken hören, denn sie enthalten Scenen und Stellen,

die nicht leicht ein anderer Komponist besser machen wird.

Außer seiner Kunst war Benda ein sehr braver, rechtlicher, biedrer Mann, dem man gewisse Eigenheiten und Wunderlichkeiten, wohin z. B. seine große Zerstreutheit, die sich manchsmal in sehr komischen Auftritten äußerte, gehört, sehr gerne übersah, weil der Mann sonst so viel Gutes und Großes in sich vereinigte. Zuletzt gieng er in die Einsamkeit in das Städtchen Köstritz, und gestand, daß ihm die kleinste Wiesenblume jetzt mehr Vergnügen mache, als die schönste Musik. Am 6. November 1795 starb er im drey und siebenzigsten Jahr seines Alters und seine Kompositionen werden denen, die nicht die musikalischen Seiltänzereyen unsrer Tage ächt natürlichem und wahrhaft rührenden Gesang vorziehen, ewig lieb und werth bleiben.

6.

Merkwürdige Männer, welche im Jahre 1721 gestorben sind.

a.

Matthäus Prior.

Um die Ehre, Homers Geburtsstadt zu heißen, stritten sich einst acht, um Priors zwey Städte, London und Winborne in Middlesex, daher mag es auch wohl kommen, daß der Tag seiner Geburt ebenfalls nicht ausgemacht, sondern nur so viel bekannt ist, daß er 1664 zur Welt kam. Auch über sein Sterbejahr giebt es verschiedene Angaben, die bewährtesten Schriftsteller setzen es indessen auf 1721, einige wenige auf das Jahr 1723. Nachdem er zu Cambridge studiert hatte, trat er die Laufbahn des höhern Staatsdieners an, wurde 1696 Gesandtschaftssekretär bey dem Congreß im Haag, das Jahr darauf bey dem Ryswicker Frieden und 1713 war er bevollmächtigter Gesandter am französischen Hofe. Als König Georg I. den Thron bestieg, wurde Prior heimlicher Unterhandlungen mit dem französischen Hof angeklagt, von seinem Posten

zurückberufen, und 1715 auf Befehl des Unterhauses gefangen gesetzt. In diesem Arrest schmachtete er zwey Jahre und da er in Freyheit gesetzt wurde, war die erste Frage: „woher nehmen wir nun Brod?“ Diese Frage erzeugte die Antwort: „Laß deine Gedichte drucken.“ Er kündigte sie auf Vorausbezahlung an, und bekam — was nie ein deutscher Dichter bekam, noch je bekommen wird: viertausend Guineen, wozu der Lord Harley noch eine eben so große Summe legte, womit in der That eine Sammlung von Oden, Liedern, Sinngedichten und ein paar größern Lehrgedichten reichlich bezahlt war. Einen Theil dieses Kapitals wendete Prior zur Erkaufung eines Landguts in Essex an, lebte hier in behaglicher Ruhe bis an sein Ende, und ihm gelüstete nie mehr nach der wandelbaren Hofluft und dem Leben der großen Welt. Er ist der schönste und korrekteste Dichter der Engländer in der Gattung des leichten Liedes. Seine Erfindungen sind sinnreich, die Sprache zärtlich und harmonisch; im Epigramm witzig, im Lehrgedicht feyerlich und ernst, endlich in den komischen Erzählungen drolligt. Von den letztern gehören einige zu dem besten, was in dieser Gattung

gemacht worden ist, daher auch die Britten mit Recht Prior zu den vorzüglichsten ihrer Dichter zählen.

b.

d'Argenson.

Unter allen Geschäften des activen Staatsdieners giebt es nicht leicht ein mühevolleres und zugleich undankbareres, als die Leitung einer Polizey. Seiner Natur nach muß der geplagte Mann im eigentlichsten Verstande aller Menschen, die sich unter seinen Augen in ihrem Kreise drehen — Schulmeister seyn, und für seine tägliche und nächtliche Aufopferung wird er gewöhnlicherweise nicht besser gelohnt, als der Bär in der Fabel, der seine Kameraden tanzen lehren wollte. Thut er seine Schuldigkeit nicht, so schimpft alles Volk auf ihn, und das — von Rechtswegen; — thut er sie, so schimpft es abermals, aber mit Unrecht, und läßt seinen Kindern und Kindeskindern noch späte Rache fühlen. Es ist einer der seltensten Fälle, der sich vielleicht nicht in jedem Jahrhundert zuträgt, daß man mit einem Polizeydirektor zufrieden ist, und dieses äußerst seltene Glück traf den Mann, von dem wir jetzt etwas weniges sagen wollen. Der große

Schauplatz seines Wirkens war die Stadt Paris, die vor ihm sich nur einer schlechten Polizeyverfassung rühmen durfte. d'Argenson, mit eben so viel Kopf als Muth ausgerüstet, brachte Ordnung in das Ganze, wo ehedem nur ein fehlervolles Chaos herrschte. Er war es, der Reinlichkeit in der berühmten „Dreckstadt“ (Lutetia), Ruhe, Ueberfluß und Sicherheit herstellte. Ohne ihn würde im Jahr 1709 Tausende die gräßlichste Hungersnoth weggeraft haben. Es versteht sich, daß er oft anstoßen, und da und dort durch die Köpfe fahren mußte, und dennoch war bey weitem der größere Theil seiner Untergebenen mit ihm zufrieden. Der Hof suchte sein Verdienst zu belohnen, machte ihn zum Staatsminister, und weg war der Beyfall, den ihm das Volk sonst gezollt, so oft er es auch auf die Finger geklopft hatte. Dennoch war er ein Ehrenmann, und that etwas, das in seiner Lage nicht jeder thun würde. Von jeder neuen Verpachtung der Staatsgüter gebührten ihm als Vorsteher der Finanzen dreymal hunderttausend Livres; er nahm sie aber nicht, sondern legte sie in den Schatz des Staates. Als er in den Ruhestand zurück trat, war sein größtes Ver-

gnügen, Prozesse — zu vergleichen. Bedarf es wohl, noch mehr von ihm zu sagen?

c.

Peter Daniel Huet.

Huet ward am 8. Februar des Jahrs 1630 zu Caen in Frankreich geboren, und erreichte das sehr seltene Alter von ein und neunzig Jahren. Er war ein Schüler der Jesuiten, holte aber redlich nach, was ihre Bildung unvollkommen an ihm gelassen hatte. Seine Lieblingswissenschaften waren: Klassische Literatur, Mathematik und Philosophie, später die Literatur des Orients. Nachdem er so sein Wissen berichtiget und belehrende Reisen gemacht hatte, wurde er neben dem berühmten Bischof Bossuet Lehrer des damaligen Dauphins und trat in seinem 46. Jahr in den geistlichen Stand. Der König ernannte ihn zum Abt von Aulnoy in der Normandie. Gern und willig diente er Jedermann, nur wenn er studierte, mußte man ihn nicht stören, dann war er für Niemand zu Hause. Daher sagte einst ein Bauer, der ein Anbringen an ihn hatte, aber nicht vorgelassen wurde „weil der Herr studiere“: „Nun, Gott schenke uns einen Abt, der endlich einmal ausstudiert hat.“

Die letzten Jahre seines Lebens brachte er unter seinen Freunden in Paris zu, und sammelte seine Schriften, die noch 1790 unter dem Titel „Huetiana“ neu gedruckt worden sind.

Anhang

Anhang weiser Sprüche und Bemerkungen auf jeden Tag des Jahrs.

Januar.

1. Such überall auf deinem Wege Licht, Wohin es führt, sey deine Sorge nicht.
2. Thue recht, und scheue Niemand.
3. Habe viel und zeig' es nicht, wisse viel und sag' es nicht.
4. Wer edel lebt, hat doch, stürb' er auch früher, Jahrhunderte gelebt.
5. Was man scheint, hat jedermann zum Richter, was man ist — Niemand.
6. Der Vorurtheile größtes ist: der Dünkel keines zu haben.
7. Wer alles entbehren kann, ist reicher, als der, welcher von andern abhängt.

8. Diejenige Tugend, welche eines Wächters bedarf, ist des Schilderhauses nicht werth.

9. Wirf keine Stunde weg, denn das Leben besteht aus Stunden.

10. Das Leben des Menschen ist ein Buch weißes Papier. Hüte dich, andere, als gute Handlungen einzutragen.

11. Man kann ohne einen Bruder, aber nicht ohne einen Freund leben.

12. Der Fanatismus macht Parthey, aber die Weisheit steht alleine.

13. O wir sind arme Menschen, wenn man uns das Bedürfniß unsers Herzens nimmt.

14. Die alte Denkart tauscht kein Ehrenmann auf einem höhern Posten.

15. Eines schlechten Mannes Freuden sind Freuden die ihm ähnlich sind.

16. Wer es gut mit sich selbst meynt, nehme eine Gattinn, sanft und gut, oder lieber gar keine.

17. Handeln macht den Mann.

18. Es giebt kein göttlichers Vergnügen, als Thränen eines Leidenden abzutrocknen.

19. Man ist nie stärker gegen das Böse, als wenn man ihm mit offener Stirne entgegen geht.

20. Die Biene verwandelt alles in Honig, die Spinne alles in Gift.

21. Man ist nie so gut, daß man nicht noch besser werden könnte.

22. Die Natur schafft das Verdinst, das Glück hebt es heraus.

23. Wer die Thräne nicht kennt, dem winkt auch die Freude vergebens.

24. Mache mich, o Gott, nicht zu gesund am Leibe, damit ich nicht schwach am Geiste werde!

25. Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, gut vorzustehen weiß.

26. Kein glücklicheres Schicksal kann dir werden, als wenn du keine Thorheit mehr begehest, und keine mehr zurück wünschest.

27. Die Wahrheit siegt nicht in der Eile, nicht mit Gewalt, nur mit der Zeit.

28. Dem Zornigen geh' einen Augenblick aus dem Wege, aber dem Mann von Verstellung dein Lebenlang.

29. Es ist schön, ein Ziel erreicht zu haben, und um so schöner, je schwerer es war, dahin zu gelangen.

30. Es gibt keinen gefährlichern Handel, als den mit Schmeicheleyen.

31. Erhalt' uns Herr die Biederleut'
In deiner ganzen Welt.
Und mit den Schurken weit und breit,
Machs denn — wie's dir gefällt.

Februar.

1. Ehrlichkeit ist ein Narr, der jedem Gutes thut, und nur sich selbst schadet.
2. Liebe mäßig, damit du lang lieben könnest.
3. Wer ohne Vorwurf und Verzug die Freuden dieses Leben brauchet,
Stirbt alt genug, auch wenn er's morgen von sich hauchet.
4. Man ist noch lange kein Riese, wenn man bloß kein Zwerg mehr ist.
5. Wer das Laster nicht ganz hasset, der liebt eben so wenig die Tugend ganz.
6. Das Böse, das die Menschen thun, lebt, wenn sie auch selbst nicht mehr sind, aber das Gute, das sie gethan haben, wird leider nur zu oft mit ihnen eingescharrt.
7. Ueberfluß kommt schneller zu grauen Haaren, aber Genügsamkeit lebt länger.
8. Der ist wohl bezahlt, der zufrieden ist.
9. Wer sich gerne schmeicheln läßt, ist seines Schmeichlers würdig.

10. Der Tod ist ein Chamäleon, er nimmt immer die Gestalt dessen an, dem er sich zeigt.
11. Gute Seelen schließt Eines Gottes Himmel ein.
Ihr Pilgerrock, den sie nicht wählen, mag glatt nun oder zotticht seyn.
12. Ein edles Herz ist immer geneigt, jedes andere für seines gleichen zu halten.
13. Unbegrenzte Güte macht Götter, und verderbt Menschen.
14. Schönheit lockt schneller Diebe herbey, als Gold.
15. Die Unglücklichen haben keine andere Arzney, als die Hoffnung.
16. Nur Weise kann Erfahrung lehren, doch Narren macht sie niemals klug.
17. Jeder Mensch ist von Natur ein Wildling; Erziehung ist das Pfropfreis, das ihn veredelt.
18. Der Esel, der seine Last ruhig trägt, ist mehr werth, als der Tyger, der Menschen zerreißt.
19. Weises Mißtrauen ist die Mutter der Sicherheit.
20. Nimm jedermanns Tadel an, aber halte dein Urtheil zurück.

21. Geschenke verlieren für ein edles Herz den Werth, wenn die Gesinnung des Gebers sich geändert hat.

22. Das größte unter allen Büchern ist das Buch Warum.

23. Man fällt wohl wenn man lauft, aber selten wenn man geht.

24. Ein Leben voller Wonnetage taugt nur für Engel. Hüte dich, dir eins zu träumen.

25. Ein Ungemach drückt nur heftig, wenn wir es unmännlich tragen.

26. Nach einem unschuldvollen Leben sieht man getrost sein Ende nah'n.

27. Ein Weiser bejammert nie ein gegenwärtiges Uebel, sondern sucht denen zuvor zu kommen, die er künftig bejammern müßte.

28. Wohl dem, der keine Brille brauchet,
Zu seinem, und der Welt Genuß,
Und wenn er eine haben muß,
Sie stets in helle Farben tauchet.

März.

1. Ein Freund bey Hof ist besser, als ein Pfenning im Beutel.

2. Ein ehrlicher Mann ist im Stande, für

sich selbst zu reden, aber das ist ein Schelm nicht.

4. Das Verdienst lebt fern vom Lärme,
Verscheucht und gleichsam auf der Flucht.
Nur der entdeckt es, der es sucht.

5. Nicht wenige Menschen gelangen zu einer Höhe wie die Rauchfangkehrer. Sie kriechen durch dunkle schwarze Kanäle und machen sich schmutzig.

6. Nach der Kraft giebt es nichts so Hohes als die Beherrschung.

7. Ein rechtschaffenes Leben ist die beste Vorbereitung zu einem heitern Austritt aus der Welt.

8. Es ist süßer vor Freude weinen, als sich freuen, wenn andere weinen.

9. Bescheidene Meynung von sich selbst, ist allezeit die Eigenschaft eines wirklichen Talents.

10. Wenn uns Unglück und Gefahr Freunde, giebt, so sind es gewiß wahre Freunde.

11. Schändliche Thaten müssen ans Licht kommen, und wenn der ganze Erdball über sie hergewälzt wäre.

12. Wenn wir geboren werden, weinen wir, daß wir auf diese große Schaubühne von Thoren gekommen sind.

13. Unser Herz allein macht die Quelle unsers Glücks oder unsers Elendes.

14. Mißverständnisse und Trägheit richten vielleicht mehr Irrungen in der Welt an, als List und Bosheit.

15. Die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen.

16. Wenn die Weisheit in Schweigen besteht, so ist der Grabstein der Stein der Weisen.

17. Ein falscher Freund gleicht einer Kohle. Wenn er nicht brennt, so schwärzt er doch.

18. Die Jugend dauert kurz, aber die Sehnsucht nach ihr ewig.

19. Das Leben ist reich an Genüssen, aber nicht alles in ihm soll genossen werden.

20. Der ist allein groß und glücklich, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht.

21. Die Bosheit sucht keine Gründe, sondern nur Ursachen.

22. Schließt eure Herzen sorgfältiger, als eure Thore.

23. Wer nützt, ist mehr, als der, der bloß ergötzt.

24. Wer sich erhebt, muß stets in Sorgen schweben;
Der im Verborgnen lebt, nur der kann glücklich leben.

25. Wer zu weit springen will, kann leicht
zu Grunde gehen,
Ich lobe mir die Kunst, am Ziele still zu
stehen.

26. Nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beystimmenden Seelen.

27. Wer nichts für andere thut, thut auch nichts für sich.

28. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, aber dann, wenn sie uns überwältigen.

29. Wenn man oft unterzugehen fürchtet und sich immer wieder gerettet sieht, das gibt Zutrauen.

30. Bewunderung ist eine kitzelnde Speise, aber nichts sättigt auch so leicht.

31. Ein jeder Mensch hat in der Welt
Sein eignes Augenglas, das ihn bethöret;
Von ferne zeigt es ihm, was ihm mißfällt,
Von nahem, was sein Herz begehret.

April.

1. Zu viel und zu wenig Ueberlegen, beydes macht gleich viel Unzufriedene.

2. Man kann die Liebe wie das Gewissen eine Zeit lang einschläfern, aber beyde erwa-

chen zuletzt, und was das schlimmste ist, gemeiniglich zu spät.

3. Nur Thaten, aber nicht Empfindungen kann der schwache Sterbliche geloben.

4. Willst du wissen,
Wie man ein Gut gebrauchen muß;
So lerne sparsam es genießen,
Denn Mäßigkeit würzt den Genuß.

5. Unrecht leiden ist besser, als Unrecht thun.

6. Wer, wenn ihm das Glück lächelt, nur an sich denkt, hat im Unglück gewiß keinen Freund.

7. Der Weise verläßt das Leben gerne, aber für unwillkührliche Schauer, die sich in ihm regen, kann er nicht.

8. Wer sich nicht schleunig entschließen kann, sich selbst zu leben, bleibt ewig Anderer Sclave.

9. Der Aberglauben schlimmster ist, den seinigen für den erträglichern zu halten.

10. Was man ist und was man seyn muß in der Welt, das paßt nicht immer.

11. Nichts zieht so leicht Undank nach sich, als Dienste, für die kein Dank zu groß wäre.

12. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man immer auf den Ausgang gesehen hätte.

13. „Vielleicht" ist eines Frauenzimmers größte Versicherung.

14. Wohlthaten hören auf, Wohlthaten zu seyn, wenn man sich dafür bezahlt zu machen sucht.

15. Es muß ein kleiner Geist seyn, der sich Wahrheiten zu borgen schämt.

16. Wer andre frißt, wird endlich selbst gefressen.

17. Verläumdungen sagen nichts, wenn man überzeugt ist, daß man sie nicht verdient habe.

18. Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die man nicht hat.

19. Ein einziger dankbarer Gedanke zum Himmel ist das willkommenste Gebet.

20. Die Dienste der Großen sind gefährlich, und lohnen selten der Mühe, des Zwangs, der Erniedrigung, die sie kosten.

21. Gleichheit allein ist das festeste Band der Liebe.

22. Laß dich den Teufel bey einem Haar fassen, so bist du sein auf ewig.

23. Der schlimmste Herr ist der, der einst ein Sclave war.

24. Derjenige ist Niemands Freund, der aller Leute Freund seyn will.

25. Man muß nicht weise seyn wollen, wenn man bey Ausführung einer That nur glücklich gewesen ist.

26. Das Wort „Zufall“ ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall.

27. Nichts ist verächtlicher, als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren.

28. Das Leben ist alles, was die Lasterhaften haben.

29. Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund.

30. Die größte Wohlthat des Geschickes
Ist eine stille Dunkelheit.
Und die Zerstörer unsers Glückes
Sind Mißmuth oder Eitelkeit.

May.

1. Der Tag ist verloren, an dem wir nichts Gutes gethan haben.

2. Ein Verweis, der zu bessern strebt, sollte immer mit Dank angenommen werden.

3. Die ganze Weisheit junger Thoren ist keinen Tag Erfahrung werth.

4. Wenn Uebermuth und Dummheit sich paaren, so rennen sie sicherlich ins Verderben.

5. Der ist wahrhaft weise, den fremdes Unglück vorsichtiger macht.
6. Die Menschen verzeihen einem wohl noch, gerade und ehrlich zu seyn, nur muß er nicht sagen, daß er es sey.
7. Jedermann haßt die Heucheley mit Recht, dennoch muß jeder mehr oder weniger ihre Maske tragen.
8. Unter Widersprüchen werden wir gesäugt, erzogen, und unser ganzes Leben ist — ein Widerspruch.
9. Fühllosigkeit ist in keinem Fall Tugend.
10. Klagen ist erlaubt, aber verzweifeln unmännlich.
11. Kein Winkel in der Welt ist so klein, in dem man sich vor Thoren ganz verbergen könnte.
12. Ein Thor hascht nach Bewunderung, aber der Weise schließt sich in sich selbst ein.
13. Wohl dem, der das „Heute" genießt, und nichts von dem ungewissen „Morgen" erwartet.
14. Thorheit und Eitelkeit verschaffen sich weit mehr Bedürfnisse, als die Natur.
15. Die nichtswürdigsten Menschen haben die Worte „Schelm" und „Spitzbube" am häufigsten auf der Zunge.

16. Wenn ein Mensch in seinen Affekten sehr hitzig ist, so ist er darin gemeiniglich eben so veränderlich.

17. Es ist besser, wenn der Kopf leidet, als wenn das Herz alles allein tragen soll.

18. Fehlgeschlagene Hoffnung ist schmerzlicher, als unvorhergesehenes Unglück.

19. Der Himmel lenkt unsere Schicksale anders, so bald wir Entwürfe machen.

20. Reden ist Silber, Schweigen Gold.

21. Reichthum, Würde und Ansehen vergehen, aber gute Handlungen bleiben ewig.

22. Der Thor hat das Herz im Munde, der Weise die Zunge im Herzen.

23. Wer alles haben will, geht meistentheils leer aus.

24. Fleiß ist ein Schatz wie Honig, das thätige Bienen bereiten.

25. Edelmüthige Menschen wollen nur edel behandelt seyn.

26. Es bringt nie Segen, wenn über einen geweint wird.

27. Die Menschen bedauern gerne Unglückliche, aber nur gar zu oft erst hinterher.

28. O was wären wir in Leiden und Schmerz, wenn wir nicht wüßten, daß eine Stunde komme, in der wir sterben werden!

29. Niemand ist ganz boshaft, als — ein Heuchler.

30. Nicht alles ist Tugend, was wie Tugend aussieht.

31. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die in nichts tugendhaft waren, als — in ihren Schriften.

Junius.

1. Ein Mann von edelm Herzen und warmer Einbildungskraft wird sich nie an diejenige Art von Klugheit gewöhnen können, ohne welche es ohnmöglich ist, sich lange in der Gunst der Großen zu erhalten.

2. Der größte Vortheil, den ein denkender Mann aus dem Leben der großen Welt mit sich nimmt, ist, daß er die Menschen darinn kennen gelernt hat.

3. Wahre Tugend ist ein ewiger Streit mit Leidenschaften, Thorheiten und Lastern in und außer uns.

4. Erfahrung öffnet am besten die Augen und zerstreut einen Theil der Bezauberung, in der man bisher lebte.

5. Je mehr wir in uns selbst verliebt sind, desto weniger sind wir fähig, etwas außer uns zu lieben.

6. Wahre Weisheit ist immer gerecht, und wahre Tugend immer nachsichtiger gegen andere, als sich selbst.

7. In einer großen Sphäre kann man mehr schimmern, in einer kleinen mehr Gutes wirken.

8. Wen Glück und Unglück nie auf die Probe stellten, der stirbt wie ein Soldat, der nie einen Feind gesehen hat.

9. Ein Mann, der in kleinen Dingen sein Wort nicht hält, hält es auch in großen nicht.

10. Wahrhaft große Männer sind immer einfach. Ziererenen erhöhen ihren Werth nicht, aber schwächen ihn.

11. Der Mensch kann vielleicht alles vergessen, nur nicht das innere Urtheil über sein geführtes Leben.

12. Ein Mann der eine gute Nachtruhe zu schätzen weiß, wird sich nicht leicht mit einer Feindschaft im Herzen niederlegen, wenn er es ändern kann.

13. Neugierde war stets eine Quelle menschlichen Elendes.

14. Das Seinige treu thun, ist ein Stern, der auf der bloßen Brust sitzt, die übrigen sitzen nur am Rock.

15. Wer ein Esel ist, ist ein Esel, und wenn alle Menschen ihn für einen Löwen hielten.

16. Der gefährlichste Krieg, den der Edle hienieden zu führen hat, ist der mit innern Feinden.

17. Gewöhnlich gefällt den Menschen etwas nur, so lang es im Steigen ist, kommt es ins Abnehmen, so macht es ihnen Langeweile.

18. Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz.

19. Blödigkeit des Geistes und Verkehrtheit des Willens sind gleich unheilbare Krankheiten.

20. Güte des Herzens ist eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit.

21. Unter den Unglücklichen beklagt man die am wenigsten, die es durch eigene Schuld geworden sind.

22. Es ist ein großer Trost in Widerwärtigkeiten, wenn man sich immer um einige Jahre älter denkt.

23. Die Wollust, eine große That zu thun, ist die größte aller Wollüste.

24. Jeder thut wohl, seinen Grundsätzen gemäß zu handeln, aber noch besser, wenn diese Grundsätze wahr nnd gut sind.

25. Jeder Mensch hat seine Schwächen und Irrthümer; glücklich, wer die wenigsten hat.

26. Unverschuldete Dürftigkeit ist nie schimpflich.

27. Graue Haare sind nicht immer sichere Bürgen der Weisheit.

28. Ein Narr kann in einem Athemzug mehr fragen, als ein weiser Mann in einem ganzen Tag zu beantworten vermag.

29. Es giebt harte Köpfe, die nicht begreifen wollen, daß die äußerlichen Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind.

30. Gute Absicht kann nie eine unweise Handlung rechtfertigen, sonst ließe sich jedes Verbrechen vertheidigen.

Julius.

1. Ach die Natur ist bloß ein Buch für Götter, auch das Genie versteht nur manche Blätter.

2. Warlich die Menschen gleichen den Blumen. Millionen sinken unbeweint dahin, denn es waren nur Feldblumen.

3. Auch die menschlichen Leiden kommen aus der Hand eines guten Vaters.

4. Die Vorsicht wählte schon zu jedes Plan den besten, sie sorget in der Welt vom Kleinsten bis zum Größten.

5. Wer spricht, säet, wer zuhört, erndtet.
6. Unsere Tugend ist nur dann ein Verdienst, wenn es bey uns steht, ob wir sie behalten oder verlieren wollen.
7. Ein Sclave trägt die Farbe seines Glücks, kein edles Herz.
8. In unsrer eignen Brust, da oder nirgend fließt die Quelle unsers wahren Vergnügens.
9. Glückselig, wer die Welt für kein Elysium und keine Hölle hält.
10. O es ist ein köstliches Gefühl im Menschen, — Theilnahme an anderer Unglück.
11. Drey Viel und drey Wenig sind dem Menschen höchst schädlich. Viel reden und wenig wissen, viel verthun und wenig haben, viel sich dünken und wenig werth seyn.
12. Die Welt ist ein Ding, über das man weder lachen, noch sich ärgern muß. Im ersten Fall gilt man für hochmütig, im andern für mürrisch.
13. Denken und thun heißt leben; viel denken und viel thun lange leben.
14. Was Witz und Kunst zu schwer fanden, hebt oft eine Kleinigkeit.
15. Ein Biedermann zeigt seine Theorie im Leben.

16. Ohne Zufriedenheit mit sich selbst läßt sich für ein vernünftiges Wesen kein Glück denken.

17. Der Neid ist eine der unnatürlichsten Leidenschaften, denn was gewinnt man durch anderer Verkleinerung?

18. Wenn sich die Menschen immer für einander interessirten, dann wäre die Gesellschaft ein herrliches Ding.

19. Stolz und Rauheit können in Laune setzen, aber Schmeicheln verderbt den Magen.

20. Ohne Rechtschaffenheit, Zufriedenheit, Gesundheit und Freyheit ist kein wahres Glück auf Erden.

21. Witz und Dummheit thun auf ihrem äußersten Grade einerley Wirkung.

22. Nicht bloß die Noth, auch die Liebe ist eine Mutter der Künste.

23. Man erinnert sich gerne an die schuldlosen Freuden der Kindheit, aber darum kann man nicht ewig Kind seyn.

24. Das innere Zeugniß über eine gute That ist entzückender, als der Zuruf des Volks von außen.

25. Absichten zeugen von der Größe eines Geistes, nicht die Mittel, wodurch man jene erreicht.

26. Glänzende Thaten erzeugen Bewunderung, aber verdienen sie nicht immer.

27. Das größte Glück nach einem unersetzlichen Verlust ist Vergessenheit.

28. Nicht alle, die ihren Verstand kennen, kennen auch ihr Herz.

29. In dem vollkommen seyn, was man seyn soll, giebt allein Werth und Glückseligkeit.

30. Die Marter der Ungewißheit ist unter allen Martern die drückendste.

31. Wem Mitgefühl das Herz erhebt,
Der findet Brüder wo er lebt.
Und schläft mit froher Hoffnung ein,
Auch droben werden Brüder seyn.

August.

1. Sey immer wahr in Wort und That, denn hier wie dort ist Lügen Falschmünzerey.

2. Wohl dem, der sich in seinen Blüthentagen einen Strauß guter Erinnerungen bindet.

3. Hüte dich, die eine Hälfte des Lebens dazu anzuwenden, daß die andere elend werde.

4. Laß eine deiner schlimmen Thaten immer andern verborgen seyn, es ist schon zu viel, daß du sie selbst weißt.

5. Kleine Fehler und Vergehungen sind der Saame zu größern.

6. Der Umgang mit weisen Freunden ist ein Vorschmack des künftigen bessern Lebens.

7. Wo Gewalt allein entscheidet, herrscht Barbarey, aber kein Recht.

8. Freue dich deiner Jugend, aber so, daß du dich noch spät über jede Freude derselben freuen kannst.

9. Wer das Erröthen verlernt hat, ist nahe dabey, zu erblassen.

10. Wer Muth hat, weiß sich zu rathen, und wer sich rathen kann, kommt allezeit am besten aus einer Sache.

11. Ein verwöhntes Gemüth findet in allem einen Zunder zu Mißvergnügen.

12. Nur der ist gut, der sich selbst nie gut genug ist, und immer noch besser zu werden strebt.

13. Wer dich deiner Armuth wegen verachtet, den bemitleide, denn er ist mehr als arm, ist armselig.

14. Wer großen Vorfahren keine Ehre macht, dem machen sie dagegen Schande.

15. Oft sagt der Tadel, mit dem man eine Person belegt, weiter nichts, als daß sie nicht uns gleicht.

16. Je größer die Rolle ist, die wir spielen, desto weniger gerechte Beurtheilung dürfen wir erwarten.

17. Güte ohne Weisheit richtet oft größern Schaden an, als man denkt.

18. Die Vorsehung läßt oft unsere Thorheiten geschehen, damit wir künftig weiser handeln.

19. Unterwerfung unter Gottes Führungen würde nur halbe Tugend seyn, wenn wir sie begreifen könnten.

20. Schlechtigkeit und Bosheit hätten freyes Spiel, wenn der Grundsatz nicht wäre, daß nur Beweggründe den Werth der Handlungen bestimmen.

21. Wer edel, uneigennützig und großmüthig denkt, ist überall frey, wer nichtswürdig denkt, bleibt ewig ein Sklave.

22. Der Mensch wird alles müde, nur nicht — sich selbst zu lieben.

23. Wer sich selbst nichts ist, ist auch andern nichts, wenn er ihnen nicht noch etwas schlimmers ist.

24. Auch auf den Stärksten kann der Schwache würken, wenn er sich jenem vertraulich nahen darf.

25. Wer, über andere gesetzt, nie vergißt, warum er da ist, von dem wird man wünschen, daß er noch höher stünde.

26. Gegen alle Schwachheiten des Geistes und Herzens sich tolerant zu erzeigen, ziemt

einem Mann, nur gegen Schlechtigkeiten muß er es nie werden.

27. Gehorchen ist leichter, als befehlen; beym Gehorchen schieben wir uns selbst fort, beym Befehlen müssen wir andere fortschieben und finden nicht selten Widerstand.

28. Wer andere Weisheit lehren will, fange bey sich selbst an.

29. Ein großer Mann macht aus vielen kleinen Dingen etwas Großes, aber der kleine aus großen Dingen ein kleines.

30. Gänzliche Aufrichtigkeit mit und über sich selbst gehört zu den seltensten Erscheinungen im innern Menschen.

31. Wer sich anmaßt, über den moralischen Werth anderer zu richten, ehe er seinen eigenen erkundet hat, der ist kein Forscher, sondern nur ein Angeber der menschlichen Natur.

September.

1. Wer sich mit Hoffnungen nährt, der lauft Gefahr, Hungers zu sterben.

2. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt.

3. Treibe deine Geschäfte, damit sie dich nicht treiben.
4. Werdet selbst besser, dann werden es auch die Zeiten.
5. Dem fleißigen Mann guckt der Hunger wohl auch ins Haus, aber er darf nicht hinein.
6. Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst angreifen.
7. Wein, Weiber und Spiel verringern das Vermögen.
8. Kaufe was du nicht nöthig hast, so wirst du bald das Nöthige verkaufen müssen.
9. Ein Bauer auf den Füßen ist besser, als ein Edelmann auf den Knien.
10. Der Arme, der den Reichen nachäffen will, ist so lächerlich als der Frosch, der sich aufbließ, um so groß als der Stier zu seyn. Er zerplatzte.
11. Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, speißt Abends mit Verachtung und Schande.
12. Man kann leichter zwey Heerde bauen, als auf Einem immer Feuer unterhalten.
13. Erfahrung ist eine theure Schule, aber die einzige, in der Thoren etwas lernen können, wenn sie wollen.

14. Viele Menschen werden nur darum laster-haft, weil sie die Tugend für etwas Unmögliches halten.

15. Das Gefühl seiner Schwachheit muß im Menschen nie so stark werden, daß er am Vermögen, stärker zu werden, verzweifelt.

16. Verdruß über sich selbst artet oft in Verdruß über andere aus.

17. Nichts hat mehr Reiz für den Menschen, als der Gedanke: „ich leide Unrecht.“

18. Wenn Männer Krieg haben, giebt es wohl einigen Lärmen, aber Gott behüte uns vor Weiberkriegen, denn die setzen ganze Gegenden in Flammen.

19. Jeder Sclave seiner Leidenschaften schätzt die Menschen nur so lange, als sie zur Befriedigung jener beytragen.

20. Dann ist die Kunst aufs höchste gestiegen, wenn sie der Natur am nächsten kommt.

21. Schmähungen sind nie der Weg zur Ueberzeugung, aber wohl zur Erbitterung.

22. Niemand kann besser trösten, als wer selbst gerührt ist.

23. Wenn ein Mensch seinen Körper vernachlässiget, den man sieht, was wird er

mit seiner Seele thun, die man nicht sieht!

24. Das wenigste, was wir haben, ist Wissenschaft, das meiste — Muthmaßung.

25. Kaltes Blut hat oft mehr Unheil gestiftet, als Zorn.

26. Ehrliche Einfalt ist besser, als spitzbübischer Witz.

27. Ein neuer Freund ist wie ein neuer Wein; er muß alt werden, wenn er schmecken soll.

28. Die Erinnerung an eine im Stillen vollbrachte gute That ist Kühlung auf dem Sterbebette.

29. Der Witz ist nur ein Sommerkleid, aber Wahrheit kann man alle Tage brauchen.

30. Ruhm und Reichthum kommen aus Menschenhand, Liebe allein aus der Hand der Natur.

Oktober.

1. Unser Herz ist schwach und doch die Quelle unserer besten Freuden, unserer schönsten Handlungen.

2. Man muß nichts Gutes halb thun.

3. Arbeit und Mäßigkeit sind nicht nur unerschöpfliche Goldgruben, sondern der ärmste Erdensohn darf auch ohne Bedenken in ihnen graben.
4. Ein weiser Mann ist nichts weniger, als ein Hasser der Freuden.
5. Ein Gut, das uns versagt wird, bekommt in unsern Augen nur einen desto größern Werth.
6. Das Leben ist eine Nacht, durch die der Mensch wandert, erst in der Ewigkeit wird es Tag.
7. Vereitelte Hoffnung ist bitter, aber bitterer alsdann der Spott elender Menschen.
8. Eine geprüfte Tugend fürchtet das Gift der Verläumdung nicht.
9. Die schönste Saat edler Thaten sproßt verborgen, aber sie bringt herrliche Frucht zu Tage.
10. Man genießt das Leben nur halb, wenn man immer denkt: wie wird es mir gehen.
11. Zu festes Hangen an einem Gedanken führt endlich zu einer Stimmung, die gefährlich werden kann.
12. Das Bewußtseyn, jede unserer Kräfte vervollkommt zu haben, giebt göttliche Zufriedenheit.

13. Zu vieles Gerede richtet kein gedrücktes Herz auf.
14. Unglück bindet ähnliche Herzen viel stärker, als das Glück.
15. Zum Hochmuth gehört ein gewisser Grad von Verstandesschwäche.
16. Edle Seelen können es nicht leiden, daß ein Schuldiger verzagt.
17. Die Tugend verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude.
18. Nie wirst du den rechten Ort finden, wenn du jemals die Hallen des Leichtsinnes betrittst.
19. Es giebt nichts schrecklicheres, als aus eigener Schuld niemand haben, zu dem man im Schmerz sagen könnte: Hier thut mirs wehe.
20. Gutherzige Leute scheuen es, Fehler ihrer Mitmenschen aufzusuchen.
21. Nichts muß einem Mann theurer seyn, als das Bewußtseyn, immer rechtschaffen gehandelt zu haben.
22. Ein beschäftigtes Leben bey schmaler Kost ist schöner, als ein müßiges bey Ueberfluß.
23. Laßt uns nie von der Größe des Verstandes auf die Größe des Herzens schließen.

24. Einem großen Charakter ist nichts fremder, als Doppelherzigkeit, Verstellung und Falschheit.

25. Ein immer geheimnißvoller Mensch ist so unerträglich, als einer, der alles ausschwatzt.

26. Verstellung und Eigennutz gränzen nah an einander, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit sind unzertrennlich, wenigstens scheinen sie es zu seyn.

27. Ohne Geduld ist noch niemand ein großer Mann geworden.

28. Viel anfangen und nichts enden, ist weniger, als nichts thun.

29. Leiden sind Beförderungsmittel der Tugend.

30. Wahrhaft edle Seelen zählen die Dankbarkeit unter ihre höchsten Pflichten.

31. Einem theilnehmenden Herzen ist es süße den Bekümmerten zu trösten.

November.

1. Es würde mehr tugendhafte Leute geben, wenn mehrere den Muth hätten, es zu seyn, den Willen dazu haben nicht wenige.

2. Verlangen und Streben nach Wahrheit ist den Menschen genug; die Wahrheit selbst wäre zu viel.

3. Je wirksamer man im thätigen Leben wird, desto mehr überzeugt man sich, daß dazu viel Muth und Kraft, wie zum Leben überhaupt, gehöre.

4. Wer ohne äußerste Noth von seinen Tugenden spricht, hat sie nur im Kopf; der wahrhaft Tugendhafte schweigt und handelt.

5. Wer nicht fest überzeugt ist, er könne ohnmöglich etwas Nichtswürdiges begehen, der hat noch keinen Charakter.

6. Man findet tausend kenntnißreiche Leute, ehe man auf einen wirklich weisen Mann stoßt.

7. Als Sclave seines Geschlechts leben und sterben, ist das Loos des Menschen.

8. Wer es weiß, was er um seiner selbst und was er um andererwillen thut, der weiß auch, wie moralisch vollkommen er ist, oder nicht ist.

9. An nichts tragen die Menschen schwerer, als an der Achtung, die sie Andrer Verdiensten schuldig sind.

10. Das Bessere für möglich halten, etwas Vollkommeneres zu ahnen, ist ein Zeichen höhern Ursprungs.

11. Der Kampf für Licht und Recht fordert beständige Wachsamkeit, denn der Feind schleicht im Finstern.

12. Der Anblick des Undanks erregt ein schmerzliches Gefühl in dem Herzen des Edeln.

13. Das gewaltigste, stärkste und unbezwinglichste ist der Schlag der Schuld an das Herz.

14. Die größte Tugend unterliegt zuweilen der Gefahr.

15. Eine eitle Frau und eine Goldgrube sind Eimer und Brunnen, sie schöpfen einander aus.

16. Kopf, Herz und Aufführung unterscheiden Mensch und Mensch, das übrige ist Tand.

17. Das Unglück ist der beste Schulmeister, es hat seine eigene Methode, aber sie verliert nie ihren Zweck.

18. Wenn das ganze Herz Freude ist, dann ist die Zunge ein schlechter Sprecher.

19. Jeder Mensch wird nur durch das glücklich, was nach seiner Ueberzeugung Glück ist.

20. Schlechten Leuten Wohlthaten erzeigen, heißt Wasser ins Meer tragen.

21. Wir sind nie scharfsinniger, als wenn wir Bewegungsgründe zur Unzufriedenheit suchen.

22. Die Vorsehung ist dabey, wenn Sperlinge fallen, warum sollte sie es nicht seyn, wenn ein Teufel entlarvt werden soll?

23. Gieb dem Wünschenden, was sein Herz will, und er wird weniger glücklich seyn, als zuvor.

24. Einen rechtschaffenen Mann kleidet gegen seinen Beleidiger anständiger Trotz besser, als kriechende Demuth.

25. Bescheidenheit ist nie schöner, als wenn sie sich bey Männern von ausgezeichneten Verdiensten äußerte.

26. Man muß von dem Ausdruck eines Menschen nicht auf sein Gefühl schließen.

27. Feurige und bräusende Charaktere sind dem Schicksal „verkannt zu werden" am ersten ausgesetzt.

28. Darum ist so viel Jammer in der Welt, weil vieles seyn soll, wie es nicht ist.

29. Einem guten Herzen fällt es unendlich schwer, das Vertrauen gegen Menschen abzulegen.

30. Wer den Becher mit dem Durstigen theilt, wenn ihn selber dürstet, der trank aus der Quelle des Balsams, die aus bessern Welten in dieses Leben strömt.

December.

1. Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dach.
2. Auf der ganzen Erde giebt es kein größeres Glück, als seine verlorne Freyheit wieder erlangen.
3. Es waren wenige große Männer, die nicht den Zahn des Neides und der Verläumdung fühlten.
4. Wahrheit giebt Muth und schwimmt ewig bey der Lüge oben, wie Oel über dem Wasser.
5. Jeder Stand hat seinen Pöbel, dessen sich die würdigern Glieder desselben schämen.
6. Empfindungen sind mächtiger als Grundsätze und da ist die Gefahr am größten, wo sie unter Blumen versteckt ist.
7. Es ist Tugend, die Versuchung zu fliehen, aber größere Tugend, sie zu besiegen.

8. Rechtschaffenheit kann nicht mit Gold belohnt werden, und Pflichten sind wir ohne Belohnung schuldig.

9. Unverschämtheit, die bis zur Frechheit geht, ist einer der ersten Züge im Bilde des Heuchlers.

10. Verstummendes Vertrauen auf Gott macht die Seele größer, als das kühnste Nachspüren nach seinen Wegen.

11. Keine Anlage unsrer Natur ist im Anfang schädlich, aber bey der kleinsten Verirrung kann sie es werden.

12. Eine kleine Seele ist viel zu schwach, als daß sie Anderer Größe nur ahnen könnte.

13. Es ist besser gar kein Lob, als ein plumpes.

14. Wer Gesellschaften besucht, um bewundert zu werden, tritt andern zu sehr ins Licht, als daß sie ihn gerne sehen sollten.

15. Ein unerfahrnes Herz kann überrascht werden, aber es hilft sich auf, so bald es Betrug sieht,

16. Die Freude ist die größte Klippe der Verschwiegenheit.

17. Der Mensch kann nie ohne Leiden seyn; hat er keine, so macht er sichs.

18. Alles muß mißlingen, was ohne Heiterkeit der Seele angefangen wird.

19. Adel ist erblich, aber Tugend muß erworben werden.

20. Oft zernichtet ein thörichtes Weib alles, was ihr Mann Gutes machte.

21. Ein Scherz, der nachtheilig wird, ist nicht mehr Scherz, sondern Beleidigung.

22. Der Werth eines Menschen ist das Gute, das er thut.

23. Derjenige unternimmt die weiteste Reise, der einen aufrichtigen Freund sucht.

24. Wirklich tugendhaft ist viel, heut zu Tage begnügt man sich nur zu oft mit dem Schein.

25. Besser unter der Bank mit Ruhe, als auf derselben mit Unruhe.

26. Wenn man jemand helfen will, muß man es schnell thun, denn niemand zweifelt mehr an Hülfe, als der Elende.

27. Gedult ist ein Arzneymittel, das zwar nicht heilt, aber lindert.

28. Wer sich täglich mit Erhöhung und Verbesserung seiner Talente beschäftigt, der hat keine Zeit, Thorheiten zu begehen.

29. Der ist noch ein Lehrling in der Kunst zu leben, der nur weiß, daß viel Mühe auf Erden ist.

30. Zaghaftigkeit entehrt den Soldaten, aber Unmenschlichkeit den Menschen.

31. Was du thust, so bedenke das Ende.

Drukfehler.

Seite 45	Zeile 10	von unten	„1385"	soll heissen:	1585.
— 46	— 8	—	„1558"	—	1585.
— 81	— 3	—	„anehmen"	—	annehmen.
— 141	— 5	—	„Verdinst"	—	Verdienst.

— 145 Im 10 Absatz gehört nach „Freunde" kein Komma.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gs.
Wagenseil

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagenseil, Christian Jakob

Erinnerungen aus der Geschichte der Jahre 1521, 1621 und 1721 Ein Lesebuch für alle Stände auf das Jahr 1821 ; Mit einem Anhang weiser Sprüche und Lebensregeln auf jeden Tag des Jahrs

Augsburg [u.a.] [1821]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 10.148
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11246563-6